

Rainer Adamaszek  
**Krankheitsarbeit und Heilwirkung**

*Gliederung:*

Einleitung

1. Vom Erstaunen über das Vegetative zur Widerlegung des Reflexmodells
2. Die Zersetzung des physikalischen Arbeitsbegriffs durch Freuds Triebtheorie
3. Die Aporie der Fehlleistung
4. Krankheitsarbeit und Trauerarbeit
5. Traumarbeit
6. Gesellschaftliche Arbeit und Heilwirkung
7. Transport und Transzendenz

Zusammenfassung: Woran wir arbeiten, wenn wir krank sind...

*Abstract:*

In the nineteenth century physical „work“ ripened and, by physiological research, became „energy“. As „hysteria“ wrecked a natural-science-based medicine, Freuds introduction of „drive“ revealed a new view of how far the character of any work is historical. At last, however, methodical biographic research shows that the authority of love arranges life’s order. Love founds duration and requires to recognize the two-dimensionality of lifetime.

*Kurzfassung:*

Im neunzehnten Jahrhundert reifte die physikalische „Arbeit“ durch physiologische Forschung zur „Energie“. Als die „Hysterie“ einer allein naturwissenschaftlich fundierten Medizin den Boden entzog, erneuerte Freuds Einführung des Triebs den Blick für den historischen Charakter jeder Form von Arbeit. Aber erst methodische biographische Forschung zeigt auf, inwiefern die Ordnung des Lebens auf der Macht der Liebe beruht. Liebe begründet Dauer und verlangt Einsicht in die Zweidimensionalität der Lebenszeit.

*Einleitung*

Ärzte heißen im englischen Sprachraum „physicians“. Demgemäß steht im vorklinischen Teil des Medizinstudiums die Physik an erster Stelle. Später, im klinischen Teil, kommt der Pathophysiologie, d. i. der Physiologie krankhafter Vorgänge, die zentrale Bedeutung zu. So scheint es, als gründe die ärztliche Heilkunde, die ärztliche Lehre von Erkrankungen und Heilungsprozessen, zur Gänze in einer Naturwissenschaft, die ihrerseits im Grunde den Unterschied sowie das Verhältnis zwischen Energie und Masse zum Thema hat. In der Physik ist Arbeit als mathematisches Produkt von Kraft und Weg definiert. Auch in der Medizin scheint die Ortsveränderung von Stoffen mittels Kraftwirkung das entscheidende Thema zu sein. Tatsächlich konzentrieren sich die Ärzte zunehmend auf die Frage, welche Ortsveränderungen von Stoffen bei ihren Kranken mit Heilwirkung einhergehen. Den Gipfel der ärztlichen Kunst bilden zurzeit nicht von ungefähr die Techniken der Transmittermanipulation, Organtransplantation und genetischen Reproduktion. Heilwirkung erscheint dort als ein Transportproblem, das dadurch gelöst wird, dass einer Substanz oder einem Organ der Weg vom „Spender“ zum „Empfänger“ gewiesen wird.

Der Fortschritt der medizinischen Wissenschaft setzte mit dem Dreißigjährigen Krieg ein und vollzog sich als radikale Ablehnung jener naiven Bibelinterpretationen, die in irrwitzige theologische Heilslehren verwandelt worden waren. Dafür, dass er damals seinen Ausgang von der physikalischen Begrifflichkeit des Transportwesens nahm, gaben Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs, und Descartes, der Entdecker des nervösen Reflexbogens, die entschei-

denden Impulse. Die medizinische Wissenschaft trachtete zunehmend danach, den Einsichten Galileis zu folgen und zur Absicherung der ärztlichen Heilkunde den Schutz eines physikalisch definierten Arbeitsbegriffs zu beanspruchen. Diesen verallgemeinerte der Arzt Helmholtz etwa 200 Jahre später, indem er nachwies, dass bei beliebigen Änderungen der Bewegungsformen von Stoffen der Betrag physikalischer Arbeit erhalten bleibt. Seine Publikation über das Gesetz einer Äquivalenz der Energieformen machte den Arbeitsbegriff zum Dreh- und Angelpunkt der Naturwissenschaften.

Dem schloss sich die politische Ökonomie mit der Erforschung des logistischen Problems an, wie Stoffe zunächst durch produktive Form- und Ortsveränderungen in Werte verwandelt werden, denen sodann durch konsumtive Form- und Ortsveränderungen ihr Wert entzogen wird. Das Produkt aus Kraft und Weg wurde gleichsam zum empirischen tertium comparationis, das einer umfassend physikalisch orientierten Betrachtung von Heilkunde und Ökonomie den gemeinsamen Maßstab liefert. Wissenschaftliche wie ökonomische Produktivität schien wesentlich darauf angewiesen, allen auf Verlässlichkeit bedachten Untersuchungen einen an physikalischer „Arbeit“ orientierten Begriff von „Energie“ zugrunde zu legen. Einsteins Nachweis, dass man auch die Masse den Energieformen zurechnen müsse, schien diese Ansicht endgültig zu bestätigen.

Unter der Hand hat seither eine merkwürdige Machtverschiebung stattgefunden. Gegenüber der Medizin, die sich auf den Lorbeeren ihrer wissenschaftshistorisch bereits überholten Meriten ausruht, hält sich nämlich die Ökonomie zugute, dass sie den Begriff eines *Wertes* eingeführt hat. Dieser hebt sich positiv vom bloßen *Betrag* physikalisch messbarer Energie ab, denn er wird als lebenserhaltender *Beitrag* der Arbeit geschätzt und gepriesen, aber eben doch nur in der Weise, als ließe sich historisch wirksame Arbeit durch *Preise* messen und darstellen, beispielsweise als „Humankapital“. <sup>1</sup> Unterdessen begnügt sich die medizinische Forschung im Wesentlichen damit, im klinischen Alltag das mathematische Prinzip der Energieerhaltung am menschlichen Organismus, worauf es bereits durch Helmholtz übertragen worden ist, weiter bestätigt zu finden.

Als die Ärzteschaft darauf verzichtete, sich eigenständig mit der Problematik menschlicher Werte auseinanderzusetzen, verspielte sie die bahnbrechende *politische* Funktion, die ihr bei der Herausbildung der Moderne insgeheim einmal zugefallen war. Während nämlich unter Virchows Einfluss die Volksgesundheit noch offensiv zum entscheidenden Gradmesser der politischen Reife einer Region erhoben worden ist, kommt anlässlich der Abwehrkämpfe, welche die Ärzteschaft gegen eine differenzierende ökonomische Bewertung ihrer Arbeitstechniken führt, inzwischen zum Ausdruck, in welchem Ausmaß die Anwendung von Medizintechnik neben der Kriegstechnik bereits unter die relevanten Wachstumsfaktoren der Konsumindustrie gefallen ist.

Die folgenden Ausführungen ergreifen für eine Neubewertung der ärztlichen Tätigkeit Partei, die aus einer neuartigen Methode des diagnostischen und therapeutischen Umgangs mit Kranken resultiert. Meine Auffassung nimmt zwar auf die psychoanalytische Revolution Bezug, stützt sich aber auf eigenständige Erfahrungen, die dazu zwingen, den ursprünglich metaphysischen Charakter des Arbeitsbegriffs anzuerkennen, wodurch dessen *physikalische* Verwendung in letzter Instanz mit den Spielarten seiner *historischen* Verwendung verbunden bleibt. Dies Unterfangen beruht auf der Entwicklung einer Methode, die Viktor von

---

<sup>1</sup> Immerhin hat Marx auch seine Kritik der Politischen Ökonomie auf die Theorie von Adam Smith gestützt, wonach die Lebenszeit, die in die Produktion einer Ware durchschnittlich einfließt, den wichtigsten Maßstab für die vertragliche Ermittlung ihres Tauscherts bildet. (Vgl. MEW Bd. 23. Berlin (Dietz Verlag) 1969)

Weizsäcker im visionären Vorgriff als konstitutiv für eine zukünftige ärztliche Wissenschaft erklärt und als „Biographik“ bezeichnet hat.<sup>2</sup> Im Besonderen erlaubt diese Methode den Nachweis, dass das wesentliche Thema der Heilkunde gerade *nicht* - wie eine naturwissenschaftliche Heuristik nicht umhin kann vorauszusetzen - im universellen *Transportwesen* zu suchen ist, sondern in der menschlichen *Transzendenz*. Und im Allgemeinen befugt sie zum Anspruch auf Verbindlichkeit historischer Untersuchungen.

Zweierlei „Arbeit“ werden im Folgenden einander gegenüber gestellt: ein physikalisches *Potenzial*, das Transport ermöglicht, und eine leibhaftige *Anforderung*, die auf Transzendenz abzielt. Im Krank-Sein sind universelle Bewegungen und individuelle Selbstbewegungen zwar unauflöslich miteinander verschränkt. Aber Heilwirkungen sind nur dort zu erzielen, wo der Pflicht des Kranken zur Selbstbewegung Vorrang vor der Pflicht des Arztes zum Stofftransport eingeräumt wird. Um diese Behauptung plausibel zu machen, fokussiert meine Skizze Erfahrungen, wonach sich ein Lebensgesetz in den Beziehungen zwischen Trauerarbeit<sup>3</sup>, Krankheitsarbeit<sup>4</sup> und Traumarbeit<sup>5</sup> Geltung verschafft, das biographisch zu untersuchen ist und meines Erachtens als „*Gastrecht*“ bezeichnet werden sollte.

### 1. Vom Erstaunen über das Vegetative zur Widerlegung des Reflexmodells

Am Beginn aller ärztlichen Empirie steht eine umfassende Gemeinsamkeit der Menschen. Wir alle leben in einer Abhängigkeit, aus der wir uns auch dann nicht befreien können, wenn wir uns ihrer bewusst werden. Dass unser Atem geht und dass unser Herz schlägt, dass unsere Haut den Wärmehaushalt reguliert und dass der Magen unseren Darm füttert, nachdem wir die Nahrung durch Schlucken dem Weitertransport durch die Speiseröhre überantwortet haben - all dies sind nur wenige Beispiele für die so genannten vegetativen Funktionen unserer Leiber, welche weitestgehend oder völlig ohne bewusste Kontrolle vonstatten gehen. Wenn die betreffenden Leistungen unterblieben, entstünden rasch Situationen, die mit dem Weiterleben nicht vereinbar sind. Wer meint, jene Dienste nur darum bestaunen zu sollen, weil sie unbewusst erfolgen, der übersieht, dass uns die bewusste Kontrolle beispielsweise jener anderen leiblichen Funktionen, die wir der Willkürmotorik zuordnen, eher noch mehr Ehrfurcht abverlangen müssten. Denn niemand vermag ernstlich zu begründen, wie es kommt, dass seine Beine, Füße, Arme und Hände einem Willen gehorchen, der offenkundig zusätzlich erforderlich ist, um sie in Bewegung zu setzen und zum Tätigwerden zu veranlassen.

Auf Descartes geht der Vorschlag zurück, die Regulierung des Körpergeschehens auf ein kompliziertes Zusammenspiel von diversen afferenten und efferenten nervösen Erregungen zurückzuführen, deren Wege durch Nervenbahnen vorgegeben sind, die an Erfolgsorganen auslösend bzw. hemmend wirken und deren experimentelle Sichtbarmachung ihnen den Namen „Reflex“ eingebracht hat. Ernsthafte Versuche, der cartesischen Empfehlung zu folgen,

---

<sup>2</sup> Den spezifischen „Begriff von Wirkung“, den Weizsäcker zum Untersuchungsgegenstand der Biographik zu machen empfahl, charakterisierte er mit den Worten: „Wirksam ist das ungelebte Leben“, und „verwirklicht wird das Unmögliche“. Er bekannte, dass diese Behauptung „ungewohnt, paradox, wissenschaftlich anstößig“ sei und dass er sie „nicht mit den üblichen Argumenten beweisen“ sondern nur der Erprobung „anheimgeben“ könne. (Viktor von Weizsäcker (1956): Pathosophie. In: Ges. Schriften Bd. 10. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 2005. S. 277 ff) Mit meinem Artikel möchte ich darauf hinweisen, inwiefern seine Formulierungen tatsächlich schon das Wesentliche trafen.

<sup>3</sup> Vgl. Sigmund Freud (1916): Trauer und Melancholie. In: Ges. Werke Bd. X. Frankfurt am Main (Fischer) 1999, S. 430

<sup>4</sup> Vgl. Viktor von Weizsäcker (1948): Zum Begriffe der Arbeit. Eine Habeas Corpus-Akte in der Medizin? In: Ges. Schriften Bd. 8. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1986, S. 249

<sup>5</sup> Vgl. Sigmund Freud (1900): Die Traumdeutung. Ges. Werke Bd. II/III. Frankfurt am Main

waren aber von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Das hypothetische „*Leitungsprinzip*“ musste, wie schließlich durch Viktor von Weizsäcker aufgedeckt wurde, immer schon durch das „*Leistungsprinzip*“ ergänzt bzw. ersetzt werden.<sup>6</sup> Unter „Leistung“ verstand er den Erfolg einer Organfunktion, und er machte darauf aufmerksam, dass bestimmte Ergebnisse einer Organtätigkeit auf recht verschiedenen Wegen zustande kommen und dass keiner dieser Wege voraussagbar ist. Darum dürfen nicht die Leitungsbahnen der nervösen Erregung für die Funktionsweisen des Erfolgsorgans verantwortlich gemacht werden, sondern die Sache verhält sich umgekehrt: Nachträglich erweist sich das intendierte Ergebnis als verantwortlich für die Art, wie Gebrauch von den bestehenden Leitungsbahnen gemacht wird. Nicht die Straßen entscheiden über das Ziel, sondern das Ziel entscheidet über die mögliche Verwendung der Wege dorthin. Die Leistung des Nervensystems ist mit der Funktionsweise seiner Erfolgsorgane (z. B. der Muskeln) nicht nur verknüpft sondern wird selbst dadurch erläutert.

Die Beschränktheit der klassischen Neurologie nachzuweisen, war ein wichtiger Schritt. Aber sogar die Bemühung, durch Weizäckers radikale Änderung der herkömmlichen Heuristik zur Aufklärung über das Verhältnis zwischen der Sensorik und Motorik lebender Organismen vorzudringen, scheiterte. Denn auf naturwissenschaftlicher Basis ist es unmöglich, darüber einig zu werden, was als echte Leistung anzusehen ist und was nicht. Dies Problem spitzt sich dadurch weiter zu, dass kaum jemandem zu vermitteln ist, mit welchem Recht Erfolge und Misserfolge gleichermaßen als *Leistungen* definiert werden können. Falls dennoch jemand beansprucht, Misserfolge als Erfolge auszugeben, so stellen sich ihm, wie im Schwertkampf gegen die Hydra, nur neue Probleme in den Weg, statt dass er eine Lösung in Händen hielte. Der Sprung über die letzte Hürde einer noch neurologisch zu nennenden Forschung führt dazu, die unerlässliche Unterscheidung zwischen Erfolg und Misserfolg zu nivellieren. Das aber läuft auf das Gegenteil dessen hinaus, was Weizsäcker mit seinen Untersuchungen und Stellungnahmen beabsichtigt hat: auf *Widerruf* des Leistungsprinzips. Am Ende hat es ebenso wenig Bestand wie das Leitungsprinzip. Auch kein irgend gearteter Ersatz bietet sich an, den Verlust der beiden heuristischen Prinzipien zu kompensieren.

Es bleibt also ein Staunen, das alle Ansprüche auf Erklärungen überdauert und überragt. Das größte Erstaunen aber, so scheint es, tritt angesichts jenes geheimnisvollen vegetativen Phasenwechsels auf, der als Schlaf-Wach-Rhythmus bezeichnet wird. Er verbindet gleichsam das Wunder der unwillkürlichen Organfunktionen mit dem Wunder der willkürlichen Tätigkeiten zu einer Einheit, deren Innwerden einen nicht mehr zu überbietenden Respekt erheischt. Kein anderes Erleben unseres Angewiesenseins auf unmittelbares Gelingen unserer absoluten Abhängigkeit von der so genannten vegetativen Grundlage unserer gemeinsamen Lebensprozesse ist von ebenso überwältigender und zugleich sanfter Überzeugungskraft.

## 2. Die Zersetzung des physikalischen Arbeitsbegriffs durch Freuds Triebtheorie

Sigmund Freud knüpfte mit der psychoanalytischen Triebtheorie zwar am Reflexmodell an, definierte den Trieb aber als „Arbeitsanforderung“ und brachte damit seine Gewissheit zum Ausdruck, dass sich der cartesische Vorschlag zur neurologischen Erklärung der Körperregulation umso mehr abnutzte, je folgsamer der Gebrauch wurde, den die Ärzteschaft davon zu machen versuchte. Die Art, wie Freud den Arbeitsbegriff in die Heilkunde einführte, erweckt auf den ersten Blick den Eindruck, als wäre er eine Anwendung physikalischer Prinzipien. Bei eingehender Betrachtung zeigte sich aber das Gegenteil: Das Reflexmodell ließ sich nicht relativieren, ohne der physiologischen Erklärung nervöser Leistungen ihre physikalische Ba-

---

<sup>6</sup> V. v. Weizsäcker (1940): Der Gestaltkreis. Theorie der Einheit von Wahrnehmen und Bewegen. In: Ges. Schriften Bd. 4. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1997, S. 268 f

sis zu entziehen. Als Freud schrieb, ihm erscheine der Trieb „als ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhangs mit dem Körperlichen auferlegt ist“<sup>7</sup>, zementierte er damit entscheidende Einwände gegen geheiligte Fundamente seiner Zunft. Kurzerhand ging er nämlich davon aus, es sei längst entschieden, dass keines der beiden neurologischen Forschungsprinzipien, weder das Leitungsprinzip noch das Leistungsprinzip, sich einen Ehrenplatz in der Geschichte der ärztlichen Heilkunde zu sichern vermag, dass vielmehr nur noch die Frage zu beantworten bleibt, (nicht *ob* sondern) *wie* dies bereits ausgemachte Scheitern zu kompensieren ist.

Mit dem indirekten Bekenntnis, das er mit dem Triebkonzept abgab, versuchte Freud der Erfahrung gerecht zu werden, dass es unmöglich ist, die Pathogenese hysterischer Lähmungen neurologisch aufzuklären. Ohne dies direkt auszusprechen, zog er einen Schlussstrich unter viele Jahre mühsamen, aber vergeblichen Experimentierens seiner Kollegen und warb um Anerkennung für eine grundlegend veränderte ärztliche Forschungsrichtung. Er hatte einen neuen Kontinent betreten. Aber sein beharrliches Schweigen über seine praktische Kritik der altehrwürdigen Reflexlehre provozierte manch falschen Vorwurf gegen eine angeblich materialistische Orientierung seiner Theorie.

Bei der Veröffentlichung der „Traumdeutung“ bezog sich Freud zwar verbal durchaus positiv auf die herrschende Neurologie. Aber er *spielte* gleichsam nur mit der Vorstellung, dass messbare nervöse Erregungen, die normalerweise auf den Nervenbahnen entlang wandern, durch Blockierung daran gehindert werden, in sichtbares Muskelzucken einzumünden (wie bei Auslösen des Patellarsehnenreflexes), und stattdessen eine unsichtbare Transformation in seelische Erlebnisse erfahren (wie beim Traum oder bei der psychotischen Halluzination).<sup>8</sup> Durchaus faszinierte ihn die Idee, einen seelischer Vorgang in Analogie zur Muskel- bzw. Körperbewegung erklären zu dürfen. Insbesondere in Anbetracht eines träumenden Schläfers, der zwar wie ein Toter da liegt, gleichwohl hochgradig seelisch aktiv ist, erschien ihm ein Konzept plausibel, wonach die Zeichen nervöser Erregungsabläufe nahezu vollständig die Gestalt einer (virtuellen, psychischen) *Einbildung* annehmen können, falls vorübergehend ihr (adäquater, physischer) *Ausdruck*, die Muskelkontraktion, unterdrückt ist. Aber er erlag nicht der Versuchung, mit dem Triebmodell seelische Vorgänge darzustellen, als ließen sie sich unmittelbar mit der Ortsveränderung von Eisenfeilspänen im magnetischen Feld vergleichen.

Die als Arbeitslehre sich präsentierende Triebtheorie enthielt Freuds praktischen Vorschlag an ein wissenschaftliches Publikum, bei der Untersuchung und Behandlung seelischer Störungen keine Rücksicht mehr auf gewohnte Vorstellungen vom physiologischen Mechanismus zu nehmen. Zwar sprach er von *Meta-Psychologie*, aber im Grunde handelte es sich um *Meta-Physik*. Denn die Grenzen des Physischen waren mit seiner Konstruktion eines „seelischen Apparats“ gesprengt: Der menschliche Körper, der bislang seine physikalisch nachweisbare Gesetzestreue anhand messbarer Ortsveränderungen kenntlich gemacht hatte, *implodierte* gleichsam unter dem methodischen Blick der Psychoanalyse. Freud gestand ja einem „nervösen“ (physiologisch betrachtet: elektrischen) Reiz das Recht zu, sich nicht mehr mechanisch, sondern durch Übertritt in ein Reich sinnlicher Virtualität hinein zu *entladen*, das heißt zu *verflüchtigen*.

Der Transport von Ladungen von Ort zu Ort hatte in der „Traumdeutung“ eine metaphysische Dimension gewonnen. Freuds Triebtheorie revolutionierte die Heilkunde, indem sie ihr das

---

<sup>7</sup> Sigmund Freud (1914): Triebe und Triebchicksale. In: Ges. Werke Bd. X. Frankfurt am Main (Fischer) 1999. S. 214

<sup>8</sup> Ges. Werke Bd. II/III. S. 547

grandiose Angebot machte, das neurologische Reflexmodell wie einen Katapult zu verwenden, der es erlaubte, vorübergehend der Erdschwere des physikalischen Mechanismus zu entweichen. Die zeitgleich sich entfaltende experimentelle Wunderwelt des Elektromagnetismus, mit dem sich schon Helmholtz befasst hatte, erleichterte ihm, seine Erfahrung mit einem „tierisch“ anmutenden „Magnetismus“ zum Ausgangspunkt seiner neuartigen Erklärung psychopathologischer Phänomene zu machen.<sup>9</sup> Sie eröffnete ihm die Möglichkeit, in der Auseinandersetzung mit seelischen Störungen die Konsequenzen seines tatsächlich metaphysischen Ansatzes auszuloten. Mit dem Entschluss, alles Seelische ausnahmslos als *Leistung* von Triebregungen aufzufassen, hatte er schon zuvor in der Neurosenfrage denselben Weg beschritten. Seine Lehre vom Traum trieb dessen Konsequenzen lediglich bis zu jenem Punkt voran, wo auch dem letzten Leser klar werden musste, dass hier Neuland betreten, also ein neuer Kolumbus am Werke war.

### 3. Die Aporie der Fehlleistung

Von Anbeginn war die Empfehlung fadenscheinig, auf die simple physiologische Vorstellung zu setzen, dass Nerven – gleichsam mechanisch, wie Lastwagen – an ihrem einen Ende mit (freilich unwägbaren elektromagnetischen) Ladungen besetzt und beladen werden und dass diese Ladungen bewegt bzw. verschoben und am anderen Ende wieder entladen werden. Das im Verkehrswesen geläufige Bild von Zügen und Wagons, die, mit Gütern gefüllt, dazu dienen, diese auf Schienen zum Bestimmungsort zu transportieren, wo man sie auslädt und ihrem Zweck zuführt, setzt immer schon Organisation, also Zweckmäßigkeit des Prozesses voraus. Bei der Begründung der Triebtheorie unterstellte Freud, allein schon die Entladung der Nervenbahnen sei als Selbstzweck anzusehen: Für den Nervenapparat wirke die elektrische Ladung selbst bereits wie eine Last; die elektrische Entladung komme einer Entlastung gleich und tue sich daher unmittelbar als „gutes Gefühl“ kund. Nicht nur der naive Pleonasmus dieser Vorstellung ist befremdlich, sondern vor allem die höchst zweifelhafte Behauptung, dass Nervenregungen an sich lästig und, wie Kinderlärm, als Ruhestörung aufzufassen seien. Sie erinnert an die aus der Antike bekannte zynische Auffassung, wonach es besser wäre, nicht lange leben zu müssen; am allerbesten aber, gar nicht erst gezeugt und geboren zu sein.<sup>10</sup>

In zweierlei Hinsicht galt Freud jeder Traum als *Leistung*: einerseits als ein bloßes Produkt einer darstellenden Aktivität der Seele des Träumenden, andererseits als zweckmäßige Einrichtung, um dessen Schlaf zu hüten.<sup>11</sup> Die tiefere Absicht aber war, eine sichere methodische Grundlage für die Auffassung zu schaffen, dass psychische Erkrankungen ebenso funktionseller Natur, also als *Leistungen* zu begreifen seien wie die Träume. Diese Anwendung seiner Triebtheorie lief allerdings auf den krassen Widerspruch hinaus, ein *Versagen als Leistung auszugeben*, mit anderen Worten: *Misserfolge in Erfolge umzudeuten*. Um diese Quadratur des Kreises zu vollbringen, führte Freud den für die Psychoanalyse spezifischen Begriff des „Unbewussten“ ein. Ihn definierte er so, dass Widersprüche unangefochten nebeneinander bestehen können, als wäre es gegen den Machtanspruch logischer Urteile immun.

---

<sup>9</sup> Die Leistung der Psychoanalyse zu würdigen, gibt Anlass, der Bedeutung des Mesmerismus inne zu werden, mit dem sich seinerzeit die Idee eines „tierischen Magnetismus“ verbreitete. In der Tat hätte Freud sein Lebenswerk nicht vollbringen können, ohne zuvor bei den französischen Meistern der Hypnose in die Lehre gegangen zu sein.

<sup>10</sup> Kants Entdeckung, dass die Würde der Menschen ihnen keine andere Wahl lässt, als einander Selbstzweck zubilligen (I, Kant: Werke Bd. 6, S. 68), wird bei dieser pseudophysiologischen Illusion einem unrettbaren Zynismus sinnlos geopfert.

<sup>11</sup> Ernstliche Zweifel an dieser Auffassung werden bis heute von keinem Psychoanalytiker geäußert, wie gerade auch wieder das jüngste Sonderheft der „Psyche“ (66. Jahrgang September/Okttober 2012) über den „Traum“ bezeugt, das dem heutigen Stand seiner „Theorie und Deutung“ gewidmet ist.

Dass Freud selbst den fatalen Folgen dieser Aporie des psychoanalytischen Ansatzes nicht zu entgehen vermochte, wurde in der „Traumdeutung“ bereits an den Stellen deutlich, wo er sich der Mühe unterzog, die grundlegende Hypothese zu untermauern, Träume seien als (freilich oftmals verhüllte und natürlich immer nur virtuelle) *Wunscherfüllungen* des Träumers aufzuklären. Um sich nämlich deren logischen Konsequenzen zu entziehen, verstieg er sich zu einem eklatanten Widerspruch: Einerseits behauptete er, der Affekt eines Traumes werde durch Traumarbeit nicht angetastet und diene der korrekten Deutung geradezu als Leitfaden. Andererseits gestand er nur wenige Seiten später zu, Affekte könnten jedoch durch „Traumarbeit“ auch neutralisiert und sogar ins Gegenteil verkehrt werden.<sup>12</sup>

In der Wissenschaft gilt ein solches Taktieren zu Recht als unzulässig. Konkret aber lässt es vor allem durchblicken, dass die psychoanalytische Betrachtung über kein Kriterium verfügt, um zwischen Gesundheit und Krankheit zu unterscheiden. Dadurch war es im Grunde noch nie einem Psychoanalytiker vergönnt, eigenständig zwischen Nutzen und Schaden seiner Deutungsarbeit zu differenzieren. Zum alleinigen Unterscheidungsmerkmal mutierte von Anfang an der gelingende oder ausbleibende Heilungsprozess des Kranken. Der therapeutische Prozess, der auf dem Boden eines Arbeitsbündnisses zwischen Arzt und Krankem stattfindet, war in den Rang des einzigen wesentlichen *experimentum cruci* erhoben worden. Im Vergleich zum desavouierten psychiatrischen Dogmatismus jener Zeit bedeutete das einen Fortschritt, wie wenn im ärztlichen Sprechzimmer die Ablösung des Despotismus durch Demokratisierung stattfinden würde. Freilich drohte auch die Gefahr, dass der Analytiker Wachs in den Händen seiner Klienten würde. Denn beim Gang über den schwankenden Boden der psychoanalytischen Theorie kann sich niemand auf die wissenschaftliche Autorität eines Lehrers berufen. Der Erfolg der ärztlichen Intervention gründet sich ja nicht – wie bei der Hypnose – auf die suggestive Kraft von heilkräftigen Worten. Der Wahrheitsgehalt dessen, was der Arzt vorbringt, wird durch die Art, wie der Kranke es aufnimmt, beständig relativiert. So nimmt die Heilwirkung den Charakter eines *Dankes* an, den jeweils der Kranke dem Arzt bezeugt – wie ein Gast seinem Gastgeber.

Es ist durchaus kein verlässlicher Begleitschutz zur Abwehr von Unsicherheit, dass der psychoanalytische Ansatz unwillentlich die Bereitschaft zur Rückkehr in eine pseudophysiologische Neutralität fördert. Diese hatte zwar den Aufschwung der Naturwissenschaften einstmals beflügelt, war aber im Umgang mit hysterisch (d. h. „metapsychologisch“ bzw. metaphysisch) Kranken unmittelbar in Resignation umgeschlagen. Die Neurose widersetzte sich dem Zwang, alle Naturprozesse nur noch physikalisch zu betrachten, als wäre es überflüssig, zwischen Not und Notwendigkeit zu unterscheiden. Durch sie geriet die Naturwissenschaft in die Lage, einerseits nicht länger verbergen zu können, dass sich ihr eigener Ansatz als ein Hauptsymptom der Moderne erweist, andererseits jedoch über keine Alternative zu dem mystischen Dogma zu verfügen, dass das gesamte Bauwerk ihrer Erkenntnis einstürzt, sobald irgendwo im physischen Weltgeschehen ein Gesetzesverstoß festgestellt würde. Im ärztlichen Umgang mit der Neurose ist offenbar eine Aporie aufgetaucht, welche der von Kant beschriebenen Antinomik der reinen Vernunft<sup>13</sup> höchst praktische Relevanz verleiht. Die der Physik und der Psychoanalyse gemeinsame stille Voraussetzung, dass alles, was geschieht, ohnehin dem Naturgesetz gehorcht, erweist sich nämlich insofern als eine äußerst heikle Angelegenheit, als sie dazu *einlädt*, den experimentell entwickelten Arbeitsbegriff der Physiker mit dem empirisch zu

---

<sup>12</sup> Ges. Werke Bd. II/III, S. 463 bzw. S. 471 und S. 474. Kritisch dazu: Rainer Adamaszek (1985): *Trieb und Subjekt. Das Fatale an der Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse*. Bern, Frankfurt am Main, New York (Hermann Lang Verlag)

<sup>13</sup> Immanuel Kant (1781): *Kritik der reinen Vernunft. Zweiter Teil*. In: Kant Werke Bd. 4. Darmstadt (WBG) 1983. S. 399 ff

entwickelnden Arbeitsbegriff der Kliniker zu *verwechseln*. Die auf Antrieb vielleicht noch harmlos erscheinende Einladung zur Gleichsetzung des Unvereinbaren verwandelt sich freilich unversehens in einen fatalen Aufruf zur Beteiligung an einer gleichsam weltumspannenden Verwirrung, die durch Hypothesen entsteht, wonach es sinnvoll sei, psychischen Symptomen *Gesetzmäßigkeit* zu attestieren, obwohl bei ihnen offenkundig *Rechtsbrüche* vorliegen.

Der Psychoanalyse ist anzumerken, dass sie aus einem ärztlichen Ethos erwachsen ist, dessen Bereitschaft, nüchtern zwischen *Rechtmäßigkeit* und *Gesetzmäßigkeit* zu unterscheiden, an der Physik geschult ist. Einer Naturgewalt, wie dem Erdbeben von Lissabon, welche die Menschen zur Verzweiflung treibt, muss aus naturwissenschaftlicher Perspektive die Eigenschaft einer Gesetzmäßigkeit zugebilligt werden. Dasselbe gilt für die katastrophalen Auswirkungen von Seuchen, wie Malaria und Typhus, Pest und Cholera, Syphilis und AIDS. Aber als Freud mit der Triebtheorie den menschlichen Organismus zu einer Fehlkonstruktion erklärte, die von vornherein zum gesetzmäßigen Ausbruch von funktionellen „Fehlleistungen“ prädisponiere – allen voran zum Traum, zur Psychose und zur Neurose –, provozierte er nun aber doch die unausweichliche Frage, ob seine Auffassung von Krankheit überhaupt mit dem Anspruch auf ärztliche Heilkunde zu vereinbaren ist.<sup>14</sup>

Freud selbst überließ die Antwort der Nachwelt. Seine Definition des Triebs, dieser sei „ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhangs mit dem Somatischen auferlegt ist“<sup>15</sup>, lässt sich sowohl als Vorstoß wie als Rückzugsmanöver im Streit der Fakultäten werten. Jedenfalls bleibt die widersprüchliche Errungenschaft, die er damit abzusichern suchte, höchst bemerkenswert. Denn er schrieb dem Trieb einerseits den Charakter einer *unwiderstehlichen Macht* zu, die über Rechtsverhältnisse gebiete. Andererseits räumte er indirekt die Möglichkeit ein, sich dieser Macht zu *widersetzen*, was einem *Rechtsbruch* gleichkäme. Ein Gesetz von der Art, das die Naturwissenschaftler erforschen, also eines, das sich unmittelbar Geltung verschafft – nicht nur im Experiment sondern immer und überall –, ein solches Gesetz gewährt ja definitionsgemäß niemandem die Bewegungsfreiheit für Widerspenstigkeit. Wer dennoch einem Naturgesetz unterstellt, es lasse sich soweit degradieren, dass dessen absolute Forderungen wohl auch einmal unerfüllt bleiben könnten, der hat seine eigene Formulierung bereits unmittelbar zur Makulatur erklärt.

Wenn auch Freuds Triebtheorie zunächst nur technisch anmutete, so war sie doch in ihrem Kern, das heißt in Hinblick auf ihr Verhältnis zur Physik, von Anfang an subversiv. Allerdings klaffte nach Einführung eines nicht mehr physikalisch definierbaren Arbeitsbegriffs – dieser suchte den Trieb in einer Weise zu erläutern, die dem schon primär metaphysischen Charakter der Psychoanalyse ausdrücklich Rechnung trug – ausgerechnet an jener strategisch entscheidenden Stelle, wo die offene Flanke der Theorie hatte geschlossen werden sollen, nur eine umso größere Lücke. *Naturgesetz* und *Naturgewalt* sind in seiner Lehre ebenso unzertrennlich wie Gott und Satan im Buch Hiob.

Eine medizinische Lehre aber, wonach Symptome nicht mehr ausschließlich als *Versagen* sondern als *Leistung* anzusehen sind, verurteilt die Ärzteschaft angesichts der Erkrankungen ihrer Patienten solange zu einem naturwissenschaftlich verbrämten Zynismus, bis gleichsam der Code zur heilsamen Entschlüsselung der Geheimschrift vorliegt, worin die Symptomatik

---

<sup>14</sup> Karl Krauss zog bekanntlich die Schlussfolgerung, Psychoanalyse sei „ein Symptom der Krankheit, als deren Therapie sie sich ausgibt“. Freud selbst muss das Ungemütliche seiner Position immerhin so stark empfunden haben, dass er im Anschluss an die Veröffentlichung der „Traumdeutung“ im Jahre 1901 sein zweites Buch („Psychopathologie des Alltagslebens“. In: Ges. Werke Bd. IV. Frankfurt am Main (Fischer) 1999) einer Untersuchung der so genannten „Fehlleistungen“ widmete.

<sup>15</sup> Vgl. Anmerkung 7

verfasst ist, und bis offenkundig wird, was unter „Krankheitsarbeit“ doch noch sinnvoller Weise verstanden werden *darf* oder gar am Ende verstanden werden *muss*. Das folgende Beispiel aus meiner therapeutischen Praxis dient einer Demonstration der Chancen, die sich einer Rätsellösung bei Anwendung der biographischen Methode bieten.

#### 4. Krankheitsarbeit und Trauerarbeit

Es geht um eine 37-jährige Patientin, die anlässlich ihrer erstmaligen Panikattacke zur Therapie kam. Sie war unverheiratet und kinderlos. Auf dem Flur des Krankenhauses, wo sie als Schwester arbeitete, wurde sie von ungekannten Angstgefühlen förmlich überwältigt. Ähnliches sei ihr nie zuvor passiert. Auch durch eingehende Befragung gelang es mir nicht, eine äußerliche Veranlassung zu eruieren. Die Angst brach sozusagen aus ihrem Innern hervor wie das Magma aus einem Vulkan.

Sie teilte mir mit, dass sie die zweite von drei Schwestern ist, dass ihre Mutter aber noch ein weiteres Mal schwanger gewesen war. Der einzige Sohn, der dann geboren wurde, war allerdings schon bei der Geburt tot. Meine Patientin nahm an, dass die unglückliche Schwangerschaft der Mutter die vierte und letzte gewesen sei, also nach Geburt der dritten Tochter stattgefunden habe. Ich bat sie, die betreffenden Daten zu erkunden, da ich aus meiner Erfahrung davon ausgehen musste, dass die Entbindung der Mutter vom toten Bruder die dritte gewesen sei, also vor der jüngeren Schwester stattgefunden habe. Nach meiner Erfahrung mit der biographischen Gesetzmäßigkeit des Auftretens von Symptomen spreche alles dafür, dass ihr Bruder zu genau dem Zeitpunkt tot geboren worden sei, als ihre Mutter so alt war wie sie selbst bei Ausbruch ihrer Angstsymptomatik. Als sie zur zweiten Sitzung kam, hatte sie von der Mutter in Erfahrung gebracht, dass meine heuristisch begründete Vermutung exakt stimmte.

Ich erklärte die Angststörung in methodisch begründeter Weise folgendermaßen<sup>16</sup>: Als zweite Tochter ist sie spontan mit ihrer Mutter identifiziert. Das heißt, sie ist qua Geburt in deren Rolle geschlüpft, als wäre es ihre Aufgabe, in spielerischer Form darauf zu verweisen, was der Mutter misslingt – dies aber, indem sie den Misserfolg ihrer Mutter virtuell kompensiert. Sobald sie nun aber das Alter ihrer Mutter erreichte, in dem diese den (einzigen) Sohn nicht hatte am Leben halten können, war ein Punkt erreicht, wo jedes Kinderspiel seinen Dienst versagt, und es wurde Ernst. Ohne auch nur entfernt um den Grund und Boden ihrer spontanen Ausdrucksweise zu wissen, entwickelte sie eine symptomatische Form von Gespür für die Unerfüllbarkeit ihrer Aufgabe. Hätte sie der vergangenen Schuldigkeit ihrer Mutter nachkommen und für den Bruder sorgen müssen, den die Mutter nicht hatte retten können, so folgte aus der Situation, dass der Bruder außerstande war, zu ihr zu kommen, der Auftrag, ihn dort aufzusuchen, wo er sich bereits befand: im Reich der Toten. Diese spielerisch übernommene Pflicht wirkte nun – hier wie auch in durchweg allen ähnlich gelagerten Fällen – nach Art eines Vulkanismus der Gefühle. Jedes Mal tritt eine ins Erwachsenenalter fortgesetzte und bis dahin gewährte kindliche Selbstlosigkeit in Gestalt des Irrationalismus in Erscheinung und bringt auf szenische Weise eine absolute Unbewusstheit zum Ausdruck, die auf Erlösung durch Aufklärung drängt.<sup>17</sup>

Ohne Entschlüsselung der symptomatisch codierten Botschaft bleibt die Bedeutsamkeit einer jeden Panik rätselhaft. Statt dass der Kranken angesichts ihres psychischen Aufruhrs die Augen aufgingen, dass ihr aus unbekanntem Reservoir ein Schlüssel zum Erwachsenwerden zugespielt war,

<sup>16</sup> Vgl. Rainer Adamaszek (2011): Familien-Biografik. Therapeutische Entschlüsselung und Wandlung von Schicksalsbindungen. Berlin (epubli). Neuauflage

<sup>17</sup> In der Tierwelt stoßen wir auf prinzipiell vergleichbare Sprachspiele. Als Beispiel mag der Bientanz dienen, womit eine Arbeiterin den Mitbewohnerinnen ihres Bienenstocks verrät, wo Nektar zu finden ist.

konnte sie spontan nicht danach greifen. Im Gegenteil: Ihr schien, als wäre ihr bestimmt, sich in einem Labyrinth zu verirren, das ihr den Zugang zur Entfaltung der eigenen Lebendigen verhüllt. Unbewusst war ihr das „ungelebte Leben“ von Mutter und Bruder zum Gefängnis geworden und ihre Symptomatik zum Zeichen, dass es zwar grundsätzlich spielerisch möglich ist, „das Unmögliche zu verwirklichen“, dass sich aber der Anachronismus eines Kinderspiels zwangsläufig geltend macht und in Verzweigung umschlägt, sobald die Zeit gekommen ist, die „Unmöglichkeit“ eines im Unerst verweilenden Vollzugs zu desavouieren.

Der Richtung des Wegweisers zu folgen, als welcher sich ein Symptom entpuppt, sobald es aus biographischer Perspektive erblickt wird, und zu seinem Anlass den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufzudecken (der durchweg besteht, aber eben zuweilen schlagartig fühlbar und vernehmlich wird), erweist sich in vielen Fällen auf Anhieb als hilfreich. Dann endet die Symptomatik sogleich. Häufiger sind weitere, zuweilen therapeutische Interventionen erforderlich, um den Erfolg zu stabilisieren. Meine Patientin war in mancher Hinsicht eine erfreuliche Ausnahme. Sie war nach fünf Sitzungen von ihrer Angststörung befreit – soweit mir bekannt ist, endgültig. Aber darum handelt es sich hier eben doch um ein besonders prägnantes Beispiel.

Meines Erachtens dürfte kein Arzt, der die spezifischen Techniken der Biographik beherrscht, beanspruchen, alle Krankheitssymptome derartig rasch zu diagnostizieren und so leicht zu behandeln. Das Beispiel dient allein dem Ziel, grundsätzlich zu bedenken zu geben, dass zu bestimmten Zeiten im Leben eines jeden Menschen die Themen auftauchen, worin sich die *unerfüllte Liebe* und die *nicht wahrgenommene Verantwortung* seiner Vorgeschichte darstellen.<sup>18</sup> Falls er diese Voraussetzung seiner Gegenwart bemerkt, mag es ihm vielleicht auf den ersten Blick erscheinen, als wäre er nun dafür verantwortlich, die damals entstandene Schuld nachträglich zu begleichen. Aber die Vergangenheit lässt sich nicht korrigieren. Korrigieren lässt sich nur unser Verhältnis zu ihr. Einem Nachfolgenden wird symptomatisch abverlangt, den ruinösen Geschehnissen seiner Vergangenheit inne zu werden. Symptome symbolisieren in der Gegenwart das prinzipielle Scheitern aller Versuche, die in der Vergangenheit unerfüllte Liebe nachträglich stellvertretend in Erfüllung zu bringen. Sie sind wortlose („infantile“) Verweise auf die gesetzmäßige Nachhaltigkeit jener Schuld und bezeugen das Ablaufen diesbezüglich spezifischer Moratorien.<sup>19</sup>

Biographik ist die Wissenschaft von der Gesetzmäßigkeit der Lebensläufe. Sie befähigt dazu, anhand von körperlichen und seelischen Erkrankungen zu untersuchen, welche Pflichten einer jeden leibhaftigen Teilnahme am Geschichtsprozess innewohnt; inwiefern es gilt, anzuerkennen, dass uns die Liebe der Vergangenen bis in die Gegenwart hinein *getragen* hat, und was gegebenenfalls mit dem Wort „gesetzmäßig“ gemeint ist, sobald sie uns nicht mehr weiter zu tragen scheint. Biographik lehrt, zwischen den *sinnvollen* Opfern, die *dargebracht*, und den *sinnlosen* Opfern, die *erzungen* worden sind, zu unterscheiden. Außerdem zeigt sie anhand dieser Unterscheidung auf, was (einerseits) unter *Würde* und was (andererseits) unter *Würdigung von Opfern* zu verstehen ist.

Grundsätzlich gilt das Gesetz, wonach uns Lebenden auferlegt ist, mit unseren Toten ins Reine zu kommen. Deren Vergangenheit wie einen Fluch zu erleben, ist eine besondere Form, worin wir dieser Pflicht gewärtig werden. Die rhythmisch vernehmlich werdende Aufgabe, unsere Liebe zu den Toten reifen zu lassen, ruft uns in die eigene Gegenwart. Der Fall, dass wir ihr nicht gerecht werden – dieser Fall läuft darauf hinaus, den Toten das Recht auf ihren Platz in der Geschichte unbewusst streitig zu machen –, verwandelt unsere Herzen in Mördergruben. Der physikalische bzw. physiologische Ansatz, Krankheit zu definieren, entspricht dem irrigen Versuch, die Liebe von Lebenden zu ihren Toten auszublenden. Die Liebe lässt sich aber niemals ausschalten, solange Menschen le-

---

<sup>18</sup> Viktor von Weizsäcker sprach von „Wirksamkeit des ungelebten Lebens“. (Vgl. Anmerkung 2)

<sup>19</sup> Und er sprach von „Verwirklichung des Unmöglichen“. (Ebd.)

ben. Sie erteilt uns Lebenden den Auftrag, sie zu entwickeln. Zumindest als solcher bleibt sie durchweg wirksam. Und ob sie gelingt, zeigt sich daran, dass sich der Boden unserer Lebenswege als tragfähig erweist.

Wer aber heute sinnvoll von Liebe reden will, muss zu allererst den Irrtum ausräumen, von dem die Moderne befallen ist wie ein Geburtsfehler und der ihre Entwicklung konstitutiv prägt wie ein Fluch. Dieser Irrtum liegt in einer Verwechslung der Ökologie der Liebe mit der Ökonomie des Wertetauschs. Um ihn zu beheben, genügt es, sich unbeirrbar an der folgenden Feststellung zu orientieren: Für die Liebe zu den Toten gilt dasselbe wie für die Liebe zu den Lebenden: *Geben ist Nehmen* und *Nehmen ist Geben*. In beiderlei Hinsicht sind Tauschverhältnisse ausgeschlossen.

Um diese Einsicht an einem Beispiel zu illustrieren: Die Vorstellung, es wäre vielleicht nötig, die Toten durch irgendwelche Rituale zu besänftigen, damit sie uns Lebende irgendwann in Frieden lassen, täuscht. Das Gelingen der Liebe zu den Toten entscheidet sich unmittelbar durch die Art und Weise, wie wir Lebenden miteinander umgehen.<sup>20</sup> Die Würdigung der Toten erfolgt in der Form, dass wir ihren Segen im Umgang miteinander zum Ausdruck bringen. Allein dadurch, dass wir einander an ihrem Segen Anteil nehmen lassen, vermögen wir sie zu würdigen.

Nach dem Sprichwort „Die Letzten beißen die Hunde.“ geraten Kinder unmittelbar in den Sog des Vakuums, das eine unerfüllte Liebe und nicht wahrgenommene Verantwortung von Toten im Leben ihrer Eltern hinterlassen haben. Mit ihrem Spiel bringen Kinder die Stellvertretungsfunktionen zum Ausdruck, die ihnen gesetzmäßig übertragen sind bzw. zufallen. Es ist, als wäre es die Aufgabe von Kindern, solche hinterlassenen Leerstellen aufzufüllen. Da wir alle Kinder unserer Eltern sind, gelangt niemand von uns spontan über einen Status hinaus, der durch unsere Unfähigkeit charakterisiert ist, uns selbst und einander als diejenigen anzuerkennen, die wir wirklich sind. Stattdessen setzen wir einander buchstäblich „aufs Spiel“, das heißt, wir verstecken uns spielerisch voneinander statt einander zu vermissen. Für alle Kindheit gilt, was Kierkegaard in dem Buch „Die Krankheit zum Tode“<sup>21</sup> über „uneigentliche Verzweiflung“ gesagt hat: Sie bestehe darin, sich nicht des eigenen Selbsts bewusst zu sein. Erst an der Pforte zur Initiation bildet sich die eigentliche Verzweiflung: Dort angelangt, will man entweder verzweifelt *nicht* man selbst sein, oder man will *verzweifelt* man selbst sein.

Die von mir geschilderte Krankengeschichte zeigt exemplarisch auf, dass der von dieser Krankheit befallene Mensch der Kraft bedarf, zu sich selbst zu finden. Darüber hinaus illustriert das Beispiel, inwiefern Freuds Strukturmodell noch nicht als hinreichender Fortschritt von der philosophischen Durchdringung zur therapeutischen Behandlung der Verzweiflung anzusehen ist:

Das „Ich“ wird in der Psychoanalyse als „Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen“ definiert.<sup>22</sup> Wer diesen Erklärungsansatz aufgreifen wollte, müsste sagen, der für die Angststörung der Patientin relevante Bestandteil sei ihre Identifikation mit der Mutter. Diese erweise sich gleich-

---

<sup>20</sup> Das Drama „Antigone“ von Sophokles behandelt dies große Thema mit den metaphorischen Mitteln des klassischen Theaters. Das historische Recht umfasst zwar die Würdigung der Toten, ist aber nicht durch Errichtung von Grabmälern für deren Leichname abzugelten. Ein Streit darum verlagert das Problem, dem sich allein die (Über-)Lebenden zu stellen haben, ins Jenseits. Und das Theater begnügt sich traditionell damit, die lebenden Zuschauer ins Dunkel zu tauchen und durch Schauspieler repräsentierte Tote ins Licht zu heben. Die mythische Ablenkung vom Wesentlichen nimmt so die Gestalt einer Hypnose an, so dass Re-Zension unerlässlich wird, um das Gültige herauszuarbeiten.

<sup>21</sup> Das ist bekanntlich der Titel des Buches, das Sören Kierkegaard 1849 den Formen der Verzweiflung gewidmet hat.

<sup>22</sup> Sigmund Freud: Das Ich und das Es. In: Ges. Werke, Bd. XIII. Frankfurt am Main (Fischer) 1999. S. 257

sam als das in ihrer Kindheit spezifisch besetzte wesentliche „Objekt“. Zugleich aber geht offenbar von der unerfüllten mütterlichen Liebe der unmittelbar wirksame Imperativ aus, dem das „Triebleben“ ihrer zweiten Tochter folgt. Das heißt, die Mutter fungiert zugleich als „Überich“ der Patientin. Wenn wir schließlich nach dem Ort jener grenzenlos unerfüllten Bedürftigkeit fragen, der bei Freud als Quelle bzw. unerschöpfliches Reservoir aller Triebregungen gilt und den Namen „Es“ erhalten hat, so stoßen wir ein drittes Mal auf die Mutter. Deren unerfüllte Liebe, deren nicht wahrgenommene Verantwortung, das heißt deren Schuldbindung an den totgeborenen Sohn war zum *ersten* symptomatischen Thema der Patientin geworden. Und in Anbetracht der Folgen muss die Selbstlosigkeit der Tochter zum *zweiten* symptomatischen Thema erklärt werden. Ein Hauptteil des Lebensprogramms der Patientin ist der Aufgabe gewidmet, die spontan von ihrer Mutter übernommene Schuld zu tilgen. Entstehung und Verlauf jener Angststörung werden verständlich, sobald wir darin die komplementäre Reaktion der Patientin auf ein ihr unbewusstes Zusammenspiel zwischen einem unsterblichen "Lebenstrieb" des Bruders und dessen Kehrseite, dem „Todestrieb“ der Mutter erblicken. Die Aufklärung über die wirkliche unbewusste Dynamik wird hier verfehlt, wenn von der selbstlosen Opferbereitschaft einer Tochter, die ihre Mutter in kindlicher Weise liebt, abgesehen wird.<sup>23</sup>

Symptome machen sich durch tidenartiges oder vulkanisches Auftreten von Ohnmachtsgefühlen kenntlich. Das Studium der Gesetzmäßigkeit von Gefühlen gibt uns – neben der Analyse von Stammbaumdaten – den Hauptschlüssel zum Verständnis dafür in die Hand, dass wir als geschichtliche Wesen in erster Linie darauf angewiesen sind, unsere Gegenwart immer von Neuem als den Boden zu begreifen, den unsere Vorfahren durch Liebe geschaffen haben. Die Gegenwart hat den Charakter einer Landschaft, und unsere Gefühle tasten deren Oberfläche gewissermaßen ab. Durch sie bringen wir in Erfahrung, wie es um den Reifegrad unserer Beziehungen zu den Toten bestellt ist. Symptome sind Hinweise darauf, dass Reifungsschritte erforderlich sind. Und in unserer Liebe zueinander sind wir auf wechselseitiges Vertrauen und gegenseitige Unterstützung angewiesen. Für die Aufgabe, zu uns selbst zu finden, brauchen wir Ermutigung zur unausweichlichen Begegnungen mit dem Tod.

Insbesondere den Ärzten obliegt es aber eben auch, sich in der Begegnung mit einem Kranken bewusst zu werden, dass die den Symptomen zugrunde liegende Identifikation mit anderen Personen der Schutz ist, dessen ein jedes Menschenkind anfänglich bedarf, um genügend Abstand vom vollen Gewährwerden der eigenen Sterblichkeit zu halten. In der Entwicklungsphase der Pubertät wird ihm gewissermaßen anvertraut, dass seine Sexualität das einzige leibliche Mittel ist, das ihm zu Gebote steht, um dem Tod Paroli zu bieten. Dann dämmern in ihm Gefühle dafür auf, dass die Liebe seiner Eltern durch ihn die Chance erhalten hat, deren Tod zu überleben und deren Lebendigkeit auch nachträglich zu würdigen. Ein Vorgefühl dieses unbewussten Innewerdens macht bereits das Vertrauen aus, welches das Kind von jeher in seinen spielerischen Umgang mit der Welt gesetzt (oder auch nur verzweifelt zu setzen versucht) hat. Den Schatz dieses kindlichen Vertrauens in den Ursprung seines Daseins gilt es im Umgang mit dem Kranken zu bewahren und in den Charakter der Spiele von Erwachsenen, die jenseits vom Gewährwerden des Lebensernstes stattfinden, hinüberzueretten.<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> Welche Bedeutung der Geschwisterreihenfolge für die Zuteilung des Schulterbeses zukommt und nach welchen Kriterien die gesetzmäßige Ausprägung der Spielregeln erfolgt, ist anhand von Familiengeschichten zu studieren. Dazu sei an dieser Stelle auf die Untersuchungsergebnisse verwiesen, die ausführlich in meinem Buch „Familien-Biografik“ dargelegt sind.

<sup>24</sup> Der Begründer der Transaktionsanalyse, Eric Berne, ist mit seinem Buch „Spiele der Erwachsenen. Psychologie der menschlichen Beziehungen“ (1967) auf halbem Wege stehen geblieben, weil er die Liebe der Lebenden zu ihren Toten unbeachtet ließ.

Der Ernst verlangt nach *Anerkennung der Sterblichkeit*. Ihm gerecht zu werden, ist etwas völlig anderes als die *Ausnutzung der Tötbarkeit*. Letztere verfolgt den Zweck der Korrumpierung und wohnt als Gefahr allen sinnlosen Opfern inne; erstere dient der Aufgabe, im Tod ein gutes Erbe zu hinterlassen – nicht zuletzt in Ansehung des Sinns, den die Autoren der biblischen „Genesis“ beschworen, indem sie „Gott“ unterstellten, Sein eigenes Wirken habe sei auf jene endgültige „Ruhe“ hinausgelaufen, womit Er den Fortbestand Seiner Schöpfung segnete.<sup>25</sup>

Eine ärztliche Heilkunde, die den menschlichen Leib betrachtet und behandelt, als wäre er ein Apparat, der im Krankheitsfall repariert werden müsse, damit er für die erfolgreiche Bewältigung von Arbeitsaufträgen und Sexualvollzügen bereit steht, – eine solche Heilkunde erlaubt es Ärzten nicht, zur Würdigung des menschlichen Lebens den erforderlichen Beitrag zu leisten. Viktor von Weizsäcker hat den Begriff der „Krankheitsarbeit“ geprägt, um jene Schwächen der psychoanalytischen Triebtheorie zu überwinden, die für derartige funktionalistische Irrtümer prädisponieren.<sup>26</sup>

Aus biographischer Sicht lässt sich Krankheitsarbeit als ein Prozess verstehen, wodurch sich ein Kranker aus der Verstrickung einer anachronistischen Dienstbarkeit löst. Seine Kindheit war beherrscht von der Bereitschaft, durch Übernahme von Stellvertretungsfunktionen in die Rollen von Toten zu schlüpfen, als wäre er dazu bestimmt, seine Nächsten über deren Verlust hinweg zu trösten. Spätestens an der Schwelle zur Initiation ins Erwachsenendasein verwandeln sich die Funktionalisierungen, die ihm selbst einstmals als Leitschiene zur Entfaltung der eigenen Ressourcen gedient haben, in Versuchungen, vom Rollenspiel Schutz vor den Aufgaben der eigenen Sterblichkeit zu erheischen. Zu diesem Zeitpunkt ist es zwar schon zutreffend, grundsätzlich von Missbrauch zu sprechen, aber nicht mehr möglich, klar und einfach zwischen einer passiven und einer aktiven Art des Missbrauchs zu unterscheiden. „Missbrauch“ heißt: Brauchen anstelle des Vermissten. Weil darin Zweierlei zusammenfällt, ist in beide Richtungen zu fragen:

- a) Inwiefern wird hier ein Mensch vom Anderen (objektiv) dazu missbraucht, den Tod einer dritten Person zu verleugnen?
- b) Inwiefern missbraucht dieser Mensch (objektiv) das Vakuum, das jener Tod bei seinen Nächsten hinterlassen hat, um sich der Aufgabe zu entziehen, den eigenen, unverwechselbaren Platz in der Geschichte einzunehmen?

Der versteckte Vorwurf, der beide Fragen motivieren kann, wird auf therapeutische Weise vermieden, sobald stattdessen die Vorwürfe selbst als Bestandteile einer Versuchung zu enttarnt und überflüssig geworden sind. Das gelingt in der Erkenntnis, dass Krankheitsarbeit in unmittelbarem Zusammenhang mit „Trauerarbeit“ steht, ja dass es ihr überhaupt obliegt, den wesentlichen Anteil aller Trauerarbeit zu leisten.<sup>27</sup> Denn jeder Trauerfall gibt Anlass zur

---

<sup>25</sup> Es liegt also nahe, diesen Autoren die Weisheit einer Liebe zuzubilligen, die es nicht mehr nötig hatte, den eigenen „Atheismus“ langatmig zu problematisieren, sondern es ihren Nachfolgern freistellte, „Ungläubigen“ Traumphantasien und Märchen über eine vermeintlich göttliche Verwaltung der Menschheitsgeschichte zu erzählen.

<sup>26</sup> Vgl. V. v. Weizsäcker (1946): Zum Begriffe der Arbeit. Eine Habeas-Corpus-Akte in der Medizin? In: Ges. Schriften Bd. 8. Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1986. S. 249 ff. Als Weizsäcker sich damit beschäftigte, entwickelte er zugleich die Bereitschaft, sich offen zur Kritik an Freuds Psychoanalyse zu bekennen. Das war die Zeit, als sich die Psychoanalyse im universitären Medizinbetrieb zu etablieren begann.

<sup>27</sup> Dieser Terminus geht auf Sigmund Freud zurück (s. Anmerkung 1). Er hat ihn in seine Lehre eingeführt, ohne damit die Schranken der Triebtheorie zu überwinden. Dadurch konnte er ihn nicht mit der Würdigung der Toten in Verbindung bringen und verfiel an entscheidenden Stellen seiner Lehre dem Zynismus. (Zu dieser Kritik vgl.: Rainer Adamaszek (1985): Trieb und Subjekt. Das Fatale an der Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse. Bern, New York, Frankfurt am Main (Peter Lang Verlag))

Wachsamkeit gegenüber den Impulsen Hinterbliebener, ein kindliches Spiel mit dem Ernst des Erwachsenenendaseins zu verwechseln und die verwaiste Position des betreffenden Toten als dessen Nächster oder durch eigene Nächste zu besetzen. Versäumte Trauerarbeit nötigt den Überlebenden und deren Nächsten Krankheitsarbeit auf. Das zeigt sich zumeist erst mit Verzögerung und in Gestalt echoartig aufbrausender symptomatischer Prozesse.

Im Krankheitsfall nimmt der leibhaftige Symbolismus komplexe Gestalt an und konfrontiert den Betrachter mit einem schwierigen Dechiffrier-Auftrag. Als Aufgabe von Trauerarbeit stellt sich heraus, dass der Kranke seine ambivalente Haltung gegenüber einer nicht erledigten Arbeit ablegt: Zum einen dient die Symptomatik tatsächlich dazu, die Thematik der nicht gelungenen Trauer, worin der Kranke verstrickt ist, *darzustellen*. Zum anderen erscheint die verwirrende Form der Darstellung, als ginge es darum, das Dargestellte vor Entdeckung zu schützen.<sup>28</sup> Je schwieriger sich die Entzifferung gestaltet, desto größer ist offenbar der Widerstand, der sich im Kranken gegen die Lösung erhebt. Dieser verfolgt das doppelte Ziel, sowohl an dem Sklavenstatus, woran dieser im Dienst seiner Eltern allem Anschein nach gekettet ist, *festzuhalten* als auch das *Gegengewicht* ins Spiel zu bringen, dessen Schwere die Aufgabe der anstehenden Würdigung *aufwiegt*.

### 5. Traumarbeit

In Gestalt von Träumen treten – neben Krankheiten – weitere, zumeist mildere Abwandlungen des symptomatischen Symbolismus auf den Plan. In Hinblick auf Alpträume erscheint die Auffassung, sie verhielten sich zu Krankheiten wie deren Abbilder oder Widerspiegelungen, häufig schon unmittelbar einleuchtend. Während sich durch eine Erkrankung die faktische Drohung Geltung verschafft, dass eine unglückliche Liebe den Kranken gewaltsam zu Tode bringen werde – es bedarf der Krankheitsarbeit, um den Kranken reifen zu lassen und dessen Liebe zu den Toten vor dem endgültigen Abgleiten in Verzweiflung zu bewahren –, bildet der Albtraum tatsächlich ein bemerkenswertes Gegenstück dazu. Er setzt, metaphorisch gesprochen, ein, sobald es für einen Menschen Zeit wird, seinen nächtlichen Besuch im Schattenreich seiner Toten zu beenden. Als Schlafender war er ihnen vorübergehend ähnlich geworden und genoss gewissermaßen ihre Gastlichkeit. Infolge unerfüllter Liebe zu seinen dortigen Angehörigen drohte ihm die Gefahr, am Abschiedsschmerz tödlich zu erkranken. Sobald diese unglückliche Liebe ihn in Versuchung führt, nicht mehr aufzuwachen, verhilft ihm der Albtraum unter den aktuell gegebenen Bedingungen dazu, gleichsam den Weg vom Empfangsraum der Toten zurück in die Welt der Lebenden zu finden. Er deutet auf die unerledigte Trauerarbeit hin, die dem Erwachten noch verblieben ist.

Auch harmlose Träume bieten Gelegenheit, einerseits die Art zu studieren, wie Kinder einer Verwechslung verschiedener Arten zu lieben unterliegen, andererseits die Fäden zu entwirren und aufzurollen, woran Erwachsene mit ihrer Kindheit verwoben bleiben. Auch harmlose Träume illustrieren die ganze Vielfalt der Schwierigkeiten, womit wir Menschenkinder uns auseinandersetzen müssen, um den Status von Erwachsenen zu erreichen. Unser Problem beruht darauf, dass es uns spontan nicht erlaubt zu sein scheint, das Rollenspiel zu beenden, das unseren Eltern Trost zu bieten hat, solange deren Liebe zu den Toten nicht gereift ist. Anhand von Alpträumen lässt sich besonders gut nachvollziehen, dass das quasi kinematographische Gefühl scheinbarer Bedrohlichkeit die Kehrseite der Versuchung ist, von dem erquickenden und reinigenden Frieden, den die Toten einem Schlafenden des Nachts angedeihen lassen, niemals mehr zu erwachen. Die vermeintlichen Plagegeister des Traumgeschehens erweisen sich, bei Tageslicht betrachtet, als fürsorgliche Lebensgeister, die dem Träumer unmissver-

---

<sup>28</sup> Im Beispiel: die Darstellung einer ausgebliebenen Würdigung des totgeborenen Bruders.

ständig zeigen, dass dessen Zeit noch nicht abgelaufen ist und dass sie nicht bereit sind, ihn schon zu den Unsterblichen zu zählen.

In Träumen kommt die Situation, dass wir als Liebende unsere Sterblichkeit als Aufgabe erleben bzw. als Sterbliche unsere Liebe als Aufgabe erleben, in konzentrierter Form zum Ausdruck. Die Bedeutsamkeit von Träumen erschließt sich, sofern wir heuristisch davon ausgehen, dass unsere Leiber im Schlaf bei unseren Toten zu Gast sind, während wir im Wachzustand unseren Toten als leibhaftige Gastgeber dienen. Dieser Ausgangspunkt ist therapeutischer Natur. Die darin liegende bildliche Darstellung einer spontanen Transzendenz des menschlichen Lebens mag den Eindruck einer bloßen Unterstellung erwecken. Das Bild selbst ist aber keine Fiktion. Es ist nicht willkürlich gewählt, sondern gründet in klinischer Erfahrung. Insbesondere eignet es sich zur Erläuterung des historischen Arbeitsbegriffs, den Sigmund Freud in die psychoanalytische Krankheitslehre eingeführt hat, als er seine „Traumdeutung“ veröffentlichte.

Freud selbst ist uns die erforderliche Entmystifikation schuldig geblieben. Er versuchte, seine Traumtheorie in das Korsett einer das Vorbild des „Reflexes“ halbherzig festhaltenden, insofern irgendwie doch noch am physikalischen Arbeitsbegriff orientierten Trieblehre einzu-zwängen. Das Unterfangen, kritiklos an Freuds Traumtheorie anzuknüpfen, bringt uns in der Krankenbehandlung nicht voran. Freud hat zwar gleichsam eine metaphysische Schallmauer durchbrochen, als er begann, den Traum als Resultat eines Arbeitsprozesses zu beschreiben. Und tatsächlich ist die wissenschaftshistorische Bedeutung dieser Leistung kaum zu überschätzen. Um sie wahrhaftig zu würdigen, ist aber nicht fortwährende Bewunderung für sein Werk vonnöten sondern eine Methode, die dazu befähigt, den historischen Charakter der Traumarbeit in vollem Umfang durchsichtig zu machen. Dazu soll dieser Abschnitt des Artikels beitragen.<sup>29</sup>

---

<sup>29</sup> In dem kurzen Vortrag, den ich 1999 in Wien auf dem 2. Weltkongress für Psychotherapie über den Zusammenhang zwischen Traumdynamik und Hypnosewirkung gehalten habe, verwendete ich denselben heuristischen Ansatz, den ich diesem Artikel zugrunde lege und den die Mythe von Hypnos und Thanatos, den Zwillingssöhnen der Göttin der Nacht Nyx, gewissermaßen illustriert. Ansonsten ist mir kein Hinweis aus der wissenschaftlichen Literatur bekannt, der diese Traumtheorie vertritt. Bemerkenswerter Weise lässt sich aber der Film „Inception“ (2010) nur verstehen, wenn man ihn als Parteinahme dafür und als Illustration dazu auffasst. Unter der Voraussetzung, dass sich diese Auffassung vom Traumgeschehen als die gültige erweist, bleibt es freilich nur umso bemerkenswerter, dass Freud das Kapitel „Zur Psychologie der Traumvorgänge“ mit der Darstellung eines Traums einleitet, dessen nüchterne Deutung das hier Vertretene nur zu bestätigen vermag. Die Rede ist von einem Mann, der im Zimmer neben dem Aufbahrungsort seiner gerade verstorbenen Tochter träumte, diese werfe ihm vor, nicht zu bemerken, dass sie verbrennt. Tatsächlich hatte eine entzündete Kerze die Kleidung des Leichnams in Brand gesetzt. Freud schloss allerdings, dass sich im Traum der Wunsch des Schlafenden ausdrücke, die Lebendigkeit des Kindes wieder zu spüren. (Ges. Werke Bd. II/III, S. 513 u. 538) Was daran „unbewusst“ sein soll, versuchte er gar nicht erst zu erklären. Und die Bemerkung Fechners, dass der „Schauplatz der Traumes“ ein anderer sei als der des Wachlebens, nahm Freud lediglich zum Anlass für unverbindliche „Vermutungen“ über den Charakter „psychischer Lokalität“. Er spekulierte über den Bau eines „seelischen Apparats“ und vermeinte, deren Plausibilität zu erhöhen, wenn er dabei dem Vorbild des Reflexbogens folgte. (Ebd. S. 543) Obgleich er mit einem typischen Beispiel zu tun hatte, das die Verbundenheit Überlebender mit ihren Toten zeigt, weigerte er sich demonstrativ anzuerkennen, dass der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Reich der Lebenden und dem Reich der Toten das Feld ist, wo die ärztliche Heilkunde der Theologie mit wissenschaftlicher Methodologie die Stirn zu bieten hat. So wirkt es dann fast wie Selbstironie, wie ein vorausgreifender Zweifel an der Fehlkonstruktion der psychoanalytischen Metapsychologie, dass der ansonsten kriminalistisch so scharfsinnige Freud ausgerechnet einem Traum, der nach metaphysischer Deutung schreit, einerseits zur Illustration von Thesen verwendete, die sich – scheinbar – an einem Grundkon-

Wir können einen Traumraum und eine Traumzeit unterscheiden.<sup>30</sup> Im Traumraum sind wir bei unseren Toten zu Gast. Dass wir dies sind, besagt, dass die *Zeit* (genauer: das Andauern unserer *Lebenszeit*) uns mit ihnen verbindet. Und der *Verlauf* des Traums zeigt uns, *wie* wir mit ihnen verbunden sind. Traumdeutung hat die Funktion, Vorschläge zur entsprechenden Rechenschaftslegung zu unterbreiten. Sie dient der Aufklärung, inwiefern es der Trauer bedarf, um mit den Toten ins Reine zu kommen.

Die therapeutische Arbeit an der Herausforderung, die der Traum darstellt, darf nicht mit der Arbeit verwechselt werden, die bereits durch den Traum selbst geleistet worden ist, so dass seine Rätselhaftigkeit zur Herausforderung des Träumers wurde. Die Traumarbeit besteht nämlich darin, dass sie uns aus dem Traumraum an jene Schwelle bringt, welche die Grenze zum Erwachen markiert. Die eigentliche Traumarbeit vollbringt eine Leistung, die derjenigen des Einschlafens entgegengesetzt ist, sie umkehrt. Sie konfrontiert uns auf spezifische Weise mit den Aufgaben, die wir unerledigt hinterlassen haben, als wir den Weg zum Erwachen einschlugen. Das Wesentliche ist durch die Frage charakterisiert, ob bzw. inwiefern es uns dabei bereits gelungen ist, zu uns selbst zu kommen. Der Erfolg einer Rückkehr aus dem Schlafzustand setzt nämlich ein minimales Maß an Würdigung der Toten voraus, das heißt die Wahrnehmung des grundlegenden Unterschieds an Lebendigkeit, der zwischen ihnen und unseren *lebenden* Nächsten bzw. uns selbst besteht.

Die Mitteilungen, die wir durch unsere Träume empfangen, sind in einer Sprache verfasst, die dem Charakter des Mitgeteilten entspricht. Luzide Träume, wie derjenige von Orpheus, der sich im Erwachen nach Eurydike umschaute und nur noch feststellen kann, dass sie seinem Blick entwindet, sind bei verwitweten und verwaisten Personen nicht selten. Ohne sich über die Art, wie ein Erwachender mit seinen Toten verbunden ist, Rechenschaft abzulegen, ist ein Traumdeuter auf verlorenem Posten. Freud war sich nicht darüber klar, was einen Schlafenden dazu veranlasst, nicht mehr aufwachen zu wollen. Darum war sein Bemühen, aus der Sprache des Unbewussten, deren Gebrauch er dem Traum zu Recht zubilligte, Übersetzungen anzufertigen, von einem fundamentalen Mangel behaftet. Auf der Basis seiner Triebtheorie ist es ja ausgeschlossen, über das wirkliche Verhältnis zwischen Träumen und Denken aufzuklären. Dem Denken<sup>31</sup> obliegt es, in dem vom Traum Erwachten die Überzeugung zu stärken, dass seine Toten ihm fürsorglich gesonnen sind, ihm gut sein wollen. Eine angemessene Traumdeutung zeichnet sich dadurch aus, dass sie dazu beiträgt, die Toten zu würdigen.

---

zept der Physiologen orientieren, und andererseits nicht auf die Idee kommt, dass in der Realität ein stechender Qualm einem Schlafenden unvergleichlich viel mehr Anlass zum Erwachen gäbe als ein angeblich „heller Lichtschein“, der von (durch Kerzenflamme) in Brand geratener, außer am Ärmel aber nur angesengter Kleidung gestammt haben und „durch die offenstehende Tür ins Auge des Schlafenden“ gedrungen sein soll (ebd. S. 514). Die Schilderung eines Zeugen, der eine solche Szene entwirft, würde ein strenger Richter nicht gelten lassen können. Umso weniger taugt sie zur Untermauerung grundlegender wissenschaftlicher Thesen zu Theorie des Traumes.

<sup>30</sup> Freud erinnert im Kapitel über „Regression“ seiner „Traumdeutung“ daran, dass bereits „der große Fechner“ in dem Buch „Psychophysik“ die „Vermutung“ geäußert hat, „der Schauplatz der Träume“ sei „ein anderer als der des wachen Vorstellungslebens“. (Sigmund Freud (1900): Die Traumdeutung. A. a. O. S. 541)

<sup>31</sup> Das Wort „Denken“ leitet sich etymologisch vom Wort „Danken“ ab. Die Einführung des Umlauts („DAENKen“) hat aber den Erfolg, dass ein Bedeutungswandel stattfindet, so dass es meines Erachtens keine sinnvolle Alternative zu der Interpretation gibt, die von der folgenden ausführlichen Formulierung geliefert wird: Echtes Denken ist „Daenken“; es befähigt nämlich – wen auch immer - zum Dank.

Dass dies im Einzelfall schwierig erscheinen mag, ändert nichts an der Richtigkeit des Prinzips. Dieser Aufgabe gerecht zu werden, heißt, alle Botschaften aus dem Reich der Toten als verschlüsselten Segen aufzufassen. Dass diese allgemein gefasste Deutung zutrifft, lässt sich vor allem anhand von Albträumen studieren. Freilich muss dazu auch die folgende Deutungsregel beachtet werden: Wer im Traum getötet wird, dem ist zuzubilligen, dass er in Wahrheit die Schwelle zum Wachzustand überschreitet, als ginge er dem Schlafenden, sofern es sich bei der getöteten Person nicht um ihn selbst handelt, dorthin voraus. Die vermeintlichen Verfolger erweisen sich aller Erfahrung nach als die Lebensgeister, die dem Schlafenden nachdrücklich mitteilen, dass er nicht das Recht hat, sich zu den entschlafenen Unsterblichen zu zählen, dass also seine Lebenszeit noch nicht abgelaufen, sondern dass ihm auferlegt ist, sich aufzumachen und den ihm bestimmten Weg in das Reich der Lebenden zu finden.<sup>32</sup>

## *6. Gesellschaftliche Arbeit und Heilwirkung*

Der Unterschied zwischen Neurosen und Psychosen, an dessen Bestimmung Freuds Psychoanalyse scheiterte, ist ein gradueller: Neurotiker erweisen sich als partielle Schlafwandler, während Psychotiker aus ihrem Albtraum überhaupt nicht erwachen und zuweilen ihre Nächsten erbarmungslos in das böse Spiel ihres anhaltenden Dahindämmerns mit einbeziehen.

Dies Verständnis für Träume unterscheidet sich deutlich von der Auffassung, zu der Freud gelangte, als er versuchte, darin „Wunscherfüllungen“ des Kranken selbst zu erblicken.<sup>33</sup> Es eröffnet einem Kranken allerdings die Möglichkeit, die in seinem Leben nachwirkenden, es beherrschenden Wünsche und Sehnsüchte seiner Nächsten von seiner eigenen, gegenwärtigen, wirklichen Verantwortung zu unterscheiden. Auch wenn in seinen Träumen immer wieder „Unerfülltes“ und „Ungelebtes“ aus der Vorgeschichte seiner Nächsten auftaucht, ihn zu nötigen scheint, nachträglich zur Erfüllung solcher ausstehenden Ansprüche beizutragen, und ihn dadurch in die Versuchung führt, daran zu scheitern, - auch und gerade dann kann ihm die Einsicht in den Charakter seiner Träume helfen, der kindlichen Selbstlosigkeit innezuwerden, die in solch illusionärer Opferbereitschaft nachhaltig zur Geltung kommt.

Erinnern wir uns, dass dieser selbst erst zur stufenweise gesteigerten Wahrnehmung seiner Verantwortlichkeit hat heranwachsen müssen. Vieles, ja das meiste davon erscheint so selbstverständlich, dass wir gewöhnlich längst vergessen haben, wie umfangreich das Lernprogramm ist, dem jeder Heranwachsende sich zu stellen hat. Das Waschen, Anziehen, Essen, Trinken, schon das Gehen und Greifen, sie sind sämtlich alles andere als Selbstverständlichkeiten. Die Arme und Hände, Beine und Füße, ja sogar die Lippen und Zähne, ganz zu schweigen von den Augen, Ohren und der ganzen Hautoberfläche eines Kindes, übernehmen sämtlich die Arbeit, die zu leisten den Eltern zufällt, solange ihr Kind dazu außerstande ist. Das gesamte Tun und Lassen des Kindes wird verständlich, sobald wir darin den beständigen Versuch erblicken, die unerfüllte elterliche Liebe, die sich in ihm verkörpert, leibhaftig verdoppelt und gleichsam verselbständigt hat, zur Erfüllung zu bringen.

Das Kind ist Gast seiner Eltern. Diese sind in ihrer Funktion als Gastgeber auf die gesellschaftliche Organisation einer Welt von Erwachsenen angewiesen, die ihnen die Wahrung ihrer Gastlichkeit ermöglicht. Wenn diese Organisation den Namen „Wirtschaft“ erhalten hat, klingt an, dass das Wesentliche des Erwachsenseins auf der bestehenden Fähigkeit, erworbe-

---

<sup>32</sup> Auch diese Regeln der Deutungstechnik beherzigt der Film „Inception“ bemerkenswerter Weise.

<sup>33</sup> In der „Traumdeutung“ gelang es Freud nicht sich zu entscheiden, ob er den Traum durch Deutung der Psychose oder der Neurose zuschlagen solle, dürfe oder müsse.

nen Fertigkeit und entfalteten Bereitschaft beruht, einander samt abhängigen Angehörigen als Gäste zu bewirten. Die Gastlichkeit der Eltern ist in der Tat allein gesellschaftlich zu sichern und bedarf gesellschaftlicher Bestätigung.

Der Bedürftigkeit von hilflosen Kindern gegenüber stehen die Eltern als Gastgeber allerdings unmittelbar in der Pflicht. Das Neugeborene erweist sich als die mächtigste Person im Haus. Das Schreien zu überhören, verwandelt es in unabweisbare Anklage. Eltern ist es gegebenenfalls unmöglich, sich von der daraus erwachsenden Schuld lossprechen, da sie ja nicht für das Gedeihen ihres Kindes gesorgt haben. Als Gastgeber obliegt ihnen selbst lediglich, darüber zu befinden, welches Tun und Lassen *für* das Kind gut ist und was ihm schadet. Das neugeborene Kind aber steht hierarchisch höher. Prinzipiell herrscht es *über* seine Eltern. Sofern die Definition zutrifft, wonach Macht in der Autorität des Unterscheidens zwischen Gut und Böse bzw. zwischen Schuld und Unschuld besteht, zur Geltung kommt und sich entfaltet, ist aus empirischen Gründen auch der Satz unbezweifelbar, dass jedes Neugeborene mit der unmittelbar wirkenden Macht seiner leiblichen Befindlichkeit darüber entscheidet, *ob* seine Eltern gut sind oder böse.<sup>34</sup> Das ist hier mit der heimlichen Übermacht des Kindes gemeint, dessen untergründiges Wirken wiederum von Eltern in die Gesellschaft hineingetragen wird.

Infolge der Reifungsprozesse des Kindes verschieben sich die objektiv gegebenen, an sich unantastbaren Machtverhältnisse Stück für Stück, Schritt für Schritt dahin gehend, dass ein solcher Neuankömmling vom Gaststatus in den Status eines Gastgebers überwechselt. Die Güte der wirtschaftlichen Verhältnisse, wofür sich die Erwachsenen verantwortlich wissen und womit sie die Familien schützen, hängt davon ab, inwiefern sie dazu beitragen, dass ein jedes Kind für die Geselligkeit und Gesellschaftlichkeit der ihm zufallenden eigenen Gastgeberschaft gewonnen werden kann. Und umgekehrt bewährt sich die Güte familiärer Verhältnisse darin, dass die Kinder dazu ermutigt werden, zur Wahrung der Gesellschaft beizutragen, in deren Schutz die Familien gediehen sind. Freilich unterscheidet sich der Gaststatus der allermeisten Kinder von demjenigen der Alten und Kranken dadurch, dass Fortbestand und Entwicklung der Gesellschaft davon abhängen, inwiefern es gelingt, diese Kinder für eine zukünftige Hinnahme des Gastgeberstatus zu gewinnen, nachdem sie durch die Liebe ihrer Eltern auf unabweisbare, endgültige Weise in die Weltgeschichte eingefügt worden sind.

Anhand von Krankheiten wird offenkundig, inwiefern ein einzelnes Menschenkind selbst von der Aufgabe überfordert ist, die Güte seiner Eltern zu bezeugen, sei es darum, weil die Eltern nicht bzw. nicht mehr imstande sind, ihm gute Gastgeber zu sein, sei es darum, weil es selbst den gegenwärtig erforderlichen Reifegrad verfehlt, der es zur Hinnahme seines Gastgeberstatus befähigt. Krankheiten stellen die Geschichte der Gastlichkeit von Familien infrage und verlangen nach gesellschaftlicher Kompensation des Mangels. In Gestalt von Symptomen wird offenbar, dass es einer Familie nicht gelungen ist, dem Ernst gerecht zu werden, der durch das Ablaufen von Moratorien der Liebe auf die Tagesordnung gesetzt ist. Die beschwichtigende Funktion des kindlichen Spiels versagt dann. Ein Überspielen des Ernstes ist nicht mehr möglich. „Les jeux sont fait, rien ne vas plus, kein Einsatz mehr!“ So lautet dann das schicksalhafte Kommando, das von Seiten infantiler Selbstlosigkeit keinen Widerspruch mehr duldet. Es wird zum Anlass ärztlicher Hilfeleistung.

Diese aber kann es, wie die Erfahrung zeigt, nicht dabei bewenden lassen, durch technische Eingriffe den Organismus zu reparieren, den der Kranke dem Arzt zur Untersuchung präsen-

---

<sup>34</sup> An einer für die Entwicklung der psychoanalytischen Theorie der Übertragung geradezu Bahn brechenden, allerdings in Hinblick auf tragische Verirrungen seiner Lehre leider auch entscheidenden Stelle, nämlich in der programmatischen Schrift „Zur Einführung des Narzissmus“, bedient sich Sigmund Freud der Formel „His Majesty, the Baby“. (Ges. Werke Bd. X, S. 157)

tiert. Es genügt nicht, dass sich der Arzt durch die Symptomatik darüber belehren lässt, welche handwerkliche Kunstfertigkeit ihm die Krankheit abverlangt. Wahrhaftige Abhilfe ist nur dadurch zu schaffen, dass die Bedeutsamkeit der Symptome ans Licht kommt. Denn ein Patient befindet sich im Gefängnis seiner Erkrankung. Er leidet unter der falschen Alternative, entweder in der Rolle einer anderen Person deren durch Verspätung unerfüllbar gewordenen Aufträgen im Dienst der eigenen Eltern nachzukommen oder im Dienst Dritter befremdende Aufgaben zu übernehmen, in deren gegenwärtiger Erfüllung er untergeht und sich selbst verliert.

Lediglich einen Betriebsschaden seiner physischen Konstitution zu diagnostizieren, heißt zwar, ihm den *fruchtlosen* Zweifel daran zu *ersparen*, ob es für ihn richtig sein könne, sich bewusst für eine der beiden Varianten des Scheiterns zu entscheiden. Aber es heißt insbesondere, ihn *in der Verzweiflung zu belassen, woran er bereits erkrankt ist*, statt ihn auf einem Weg zu begleiten, der ihn zu sich selbst zu führen vermag. Der Verzicht darauf, Kranke zur Auseinandersetzung mit dem drohenden Selbstverlust zu ermutigen, bringt bestenfalls Aufschub der real anstehenden Aufklärung über die Schuld, die ihnen aus der Übertragung unerfüllter Liebe und nicht wahrgenommener Verantwortung erwachsen und im Krankheitsgeschehen virulent geworden ist.

Aus dem Eintreten einer Krankheit ist zu erschließen, dass es den Eltern des Kranken an der ihnen abverlangten Qualität von Gastlichkeit gebricht. So erweist sich der Krankheitsfall als eine eminent gesellschaftliche Herausforderung. Durch den Gang des Kranken zum Arzt verwandelt sich die in Symptomen dargestellte Schuldübertragung in einen Prozess, der sich gegen die Anonymität dieser Übertragung selbst kehrt und, sofern es mit rechten Dingen zugeht, für den fälschlich beschuldigten Kranken mit Freispruch endet. Damit es zu diesem gerechten Ausgang kommt, bedarf der Kranke allerdings einer weisen Parteinahme seines Arztes. Das heißt: Im Krankheitsprozess fällt dem Arzt die Funktion eines Anwalts zu.

In Kafkas berühmtesten Roman, „Der Prozess“, steht der „Herr K.“ für all jene hoffnungslosen Patienten, deren Ärzten die Einsicht in die irrtümliche Ungerechtigkeit einer als Krankheit ins Leben einbrechenden Anklage fehlt. Und die düsteren Szenen schildern eindringlich die Atmosphäre, die entsteht, wenn die Sache eines Unschuldigen von vornherein verloren ist, weil keine Möglichkeit zur Verteidigung, d. h. zur Abwendung des Todesurteils besteht. Freilich kann ein Krankheitsprozess nur gelingen, sofern der Kranke der ihm auferlegten Arbeitsanforderung nachkommt. Das setzt voraus, dass dem Arzt das vertraglich verbürgte Recht zugebilligt ist, dem Kranken die Verantwortlichkeit, die dieser ihm eingangs vorübergehend im Einvernehmen übertragen hat, am Ende eines Verfahrens zurückzugeben, dessen Thema in jedem Fall die Anerkennung der menschlichen Sterblichkeit ist. Die vertragliche Verpflichtung des Kranken bleibt vom Erfolg der ärztlichen Bemühungen immer unberührt.

Heilwirkung ist grundsätzlich auf Transparenz und korrekte Zuordnung von Verantwortung angewiesen. Insofern ist sie unauflöslich mit dem Problem der Initiation bzw. des Erwachsenwerdens verknüpft. Das zu übersehen und zu verleugnen, ist die Konsequenz einer rein technisch sich gebärdenden Medizin, deren rechtlicher Rahmen sich zunehmend von Honorarverträgen verabschiedet und durch Werkverträge charakterisiert. Eine solche Medizin wähnt sich lediglich dazu verpflichtet, die physische Gestalt, worin sich das Schuldproblem symptomatisch darstellt, zu modifizieren. Bestenfalls kann sie eine Verlängerung des Moratoriums betreiben, das der angemessenen nachträglichen Erfüllung einer primär unerfüllten Liebe harret. Mit ihrer Weigerung, sich des metaphysischen Kerns des Krankseins anzunehmen, überantwortet sie Lösung des ihre Patienten in Wirklichkeit bedrängenden Problems einer ungewissen Zukunft. Der Arbeitsbegriff der Physik dient der technisierten Medizin als Schutz-

schild. Jener Teil der Ärzteschaft, der sich dahinter verschanzt, verteidigt ihre Entschlossenheit, die Versäumnisse eines Pochens auf die Chancen der Medizintechnik auszusitzen.

Nicht von ungefähr hat sich die Wissenschaft, worauf sie sich verlässt, bewusst auf die Lösung von Transportproblemen spezialisiert. Dass sie unterdessen Verschiebebahnhöfe für metaphysische Probleme errichtet, muss unbedingt erörtert werden. Dazu eignet sich der Begriff der *Krankheitsarbeit*, enthält er doch von vornherein die Empfehlung, sich einer biographischen Methodologie zu bedienen, um jenen Missstand des Arztberufs zu überwinden. Aber zur Einführung in die Sonderstellung der Biographik bedarf es einer Entfaltung der für sie spezifischen Terminologie. Biographisch wird ja nicht der Transport von Dingen untersucht sondern die Transformation der menschlichen Gastlichkeit. Das Anliegen der *Physik* ist die Untersuchung *physischer Ortsveränderungen*, das der *Biographik* die Untersuchung *leibhaftiger Ortsbestimmungen*.

Heilung kann gelingen, wenn der Kranke die Bereitschaft zur Hinnahme seines eigenen historischen Ortes entwickelt. Für Kinder ist das ein Gaststatus, für Erwachsene der Status von Gastgebern mit all seinen Verantwortlichkeiten im Wachzustand. Initiation ins Erwachsenenleben heißt also: Bereitschaft zu einem Umgang, der als alltäglicher Kreisverkehr des Erwachens und Einschlafens stattfindet und dem allmählichen Vollzug des folgenden Weges entspricht: Ein gesunder erwachsener Mensch zeichnet sich gegenüber einem Kind und einem Kranken dadurch aus, dass es ihm gelingt, den Schlaf als Gastlichkeit seiner Toten zu genießen und sein Erwachen als Übergang in den Status eines Gastgebers anzuerkennen, wo er sowohl die Kinder als auch die Kranken, vor allem aber seine Toten bewirtet.

Anders gesagt: Dem Naturgesetz der Physik steht das Gastrecht der Heilkunde sowohl zur Seite als auch gegenüber.

Die Entwicklung eines Menschenkindes, dieses lebendige Überschreiten von kindlichen Spielräumen, in dem sich - überwiegend allmählich, zuweilen sprunghaft und auch krisenhaft - die Aufgabe des Erwachsenwerdens stellt, ist als transzendentes Geschehen zu verstehen. Aber seine Transzendenz ist keine Abwendung vom Diesseits, auch keine Flucht in ein unbekanntes Jenseits, sondern Friedienstiftung: Vollzug einer Liebe, der auferlegt ist, ihre vier Facetten miteinander zur rechten Zeit in Einklang zu bringen: 1. die (selbstlose) Liebe des Kindes zu den Eltern, 2. die (opferbereite) Liebe der Eltern zum Kind, 3. die gemeinschaftliche Liebe von Eltern und 4. die demütig würdigende bzw. den Segen empfangende Liebe der Lebenden zu ihren Toten.

Die Hindernisse, die auf dem Wege zur Befreiung zu diesem Umgang zu beheben sind, finden ihren zunächst rätselhaften Ausdruck in der Sprache von Symptomen. Ihre heilsame Enträtselung ist das Projekt, für dessen Realisierung Kranker und Arzt zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenfinden müssen. Der Übergang von Krankheit zur Gesundung entspricht einer neuerlichen Übersetzung (Translation) des heilsamen Gesprächs in leibliches Geschehen. Auf diese Weise wird Symptomen der Gaststatus eingeräumt, als wären sie die Kinder des Erkrankten - ebenso wie die Toten, die in den Herzen eines erwachten Lebenden ihre Heimstätte gefunden haben.

## 7. Transport und Transzendenz

Die physikalische Formel für Arbeit stellt das Produkt aus Kraft und Weg dar ( $W = F \times s$ ). Sie scheint zeitlos definiert zu sein. Tatsächlich wird sie ja auch erst in der empirischen Gestalt einer Leistung zur physikalischen Wirklichkeit. Und Leistung ist durch Beachtung der Ge-

schwindigkeit ausdrücklich auf eine Zeitspanne bezogen ( $P = F \times s/t$ ). Aber bereits für eine Kraft gilt, dass sie allein durch Geschwindigkeitsänderungen von Massen (bzw. Deformation von Körpern) wirksam wird. Sie ist physikalisch als Produkt aus Masse und Beschleunigung definiert ( $F = m \times a$ ). Und schon die Beschleunigung ist ein Quotient, der die Bedeutsamkeit der Zeit akzentuiert, indem er sogar das Quadrat der Zeit im Nenner ( $a = s/t^2$ ) führt.

Um Kraft allerdings physikalisch zu erfassen, wird ein Vergleichszustand völliger Ruhe (Trägheit) benötigt, der eine auf experimentelle Weise erreichbare vollständige Ausschaltung von Kraft voraussetzt (Ruhemasse). Anders gesagt: Der Vergleich zwischen absoluter Ruhe bzw. absolut unveränderlicher Geschwindigkeit einerseits und Beschleunigung andererseits ist für ein physikalisches Maßsystem unverzichtbar. Dafür wurde in der Relativitätstheorie eine tragfähige Grundlage gefunden, als sich zeigte, dass es erlaubt ist, die Lichtausbreitung mit absolut kraftlosem Transport gleichzusetzen. Schon zuvor wurde in der Quantenmechanik ein ebenso revolutionärer Schritt vollzogen, als erwiesen war, dass die Zustandsänderung von Teilchen als absolut kraftlose Transformation zu beschreiben ist. In zweierlei Hinsicht erkaufte sich die Physik ihre Entwicklung dadurch, dass sie zur Metaphysik zurückzukehren schien. Besser gesagt: Damals fand innerhalb der Physik tatsächlich ein gedoppelter Übergang zu einer neuartigen, wissenschaftlich erforschbaren Metaphysik statt. Insbesondere durch das Phänomen verschränkter Teilchen wurde inzwischen sowohl die absolute Unterscheidung zwischen Energie und Masse als auch die Frage nach einer unüberbietbaren, absoluten Geschwindigkeit von Ortsveränderungen obsolet.

Die kraftlose Leichtigkeit der Lichtausbreitung und der unendlich rasche Entfernungswind zwischen verschränkten Teilchen lassen sich als physikalische Metaphern verwenden, um die wundersame Realität historischer Arbeitsformen darzustellen und insbesondere jene zauberhaften Arbeitsweisen zu illustrieren, womit sich die Liebe als Ortsbestimmung von Personen ausweist. Sie begegnen uns als Traumarbeit, Trauerarbeit und Krankheitsarbeit. Ihnen müssen bei aller physikalischen Kraft- und Masselosigkeit allein schon darum unmittelbar Macht und Erhabenheit über die Grenze der Lichtgeschwindigkeit zugebilligt werden, weil die Lebenszeit Unvereinbares miteinander verbindet: die Gegenwärtigkeit (des in stetiger Bewegung befindlichen Lichts) und die Dauer (einer beständig ruhenden Masse).

Henry Bergsons philosophische Einsicht, dass die physikalische Zeit nicht andauert<sup>35</sup>, genügte noch nicht als Begründung einer Methode zur Erforschung einer derartig *zweidimensionalen Zeitlichkeit*. Und aus dem bloßen Wissen, dass die Physiker „Zeit“ zur *Geschwindigkeitsmessung* verwenden, folgt ja lediglich Empörung über eine vermeintliche Unmenschlichkeit der Physik. Ginge es nach ihr, so würden die Wörter (An-)„Näherung“ und (Ent-)„Fernung“ dasselbe benennen: einen Vor-Gang / Pro-zess. Diese Art von Abstraktion verwandelt die Stärke der physikalischen Methode sogleich in Schwäche: Sie verweist allein auf ein *Schwinden von Nähe bzw. Ferne*. Genauer: Ihre Untersuchungen des universellen Verkehrswesens orientieren den Blick auf eine fundamentale Verkehrung: *Auswechslung bzw. Verwechslung* des Nahen und Fernen. Demgegenüber hebt die biographische Methode hervor, dass die Dauer der menschlichen Lebensgemeinschaft einem beständigen Bejahen des Daseins entspricht und dass sich in der Lebensdauer *die Kraft der Liebe bezeugt*.<sup>36</sup>

---

<sup>35</sup> Henry Bergson (1922): *Durée et simultanéité*. A propos de la théorie d'Einstein. Paris (Alcan)

<sup>36</sup> Mit der Charakterisierung des „Unbewussten“, es sei „zeitlos“, griff Freud die Allgegenwärtigkeit göttlicher Liebe in einer Weise auf, als könnte er sich einer altehrwürdigen religiösen Tradition restlos entledigen. Formulierte einst Dun Scotus: „Amo: volo ut sis.“, so gewinnen auch noch Kafkas „Betrachtungen über Sünde und Leid“ dem „Sein“ den Klang eines (göttlichen) Possessivpronomens ab. (In: Er. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1984, S. 199) Ohne solche Selbstvergewisserungen verwandelt

Die Rechtsordnung, wodurch sich die Liebe als Allmacht ausweist, die über sämtliche Lebensformen herrscht, unterscheidet eine jede Arbeit, die tatsächlich liebend *verrichtet* wird, wesentlich von der Arbeit, welche die Physik lediglich *definiert*. Wie erwähnt, schlage ich vor, das der Lebendigkeit von Menschen inwohnende *Recht* als „Gastrecht“ (im grundlegenden Sinne) zu bezeichnen.<sup>37</sup> Dessen Wirken liefert nämlich die empirischen Anlässe, um den Unterschied zwischen der *Macht der Liebe* und der *Machtlosigkeit des Naturgesetzes* biographisch zu untersuchen und begrifflich zu fassen.

*Zusammenfassung: Woran wir arbeiten, wenn wir krank sind...*

In der Physik werden die „Bewegungen“ des Weltgeschehens thematisiert. Sie erforscht die Gesetzmäßigkeit physisch messbarer *Ortsveränderungen* im Universum. Demgegenüber hat die Biographik mit der Gesetzmäßigkeit von „Selbstbewegungen“ der menschlichen Kreatur zu tun. Ihr Forschungsbereich ist die historische *Ortsbestimmung* von Personen. In der sprachlichen Errungenschaft des scheinbar immer schon geschiedenen Begriffspaares „Transport“ und „Transzendenz“ steckt eine heimlich wiederholte Empfehlung, sich der von ihm gezeugten Unterscheidung ausdrücklich zu widmen und ihr durch weitere sprachliche Differenzierungen sowie durch Verwirklichung entsprechender Lebensformen gerecht zu werden.

Die im ärztlichen Umgang mit Kranken geforderte Bereitschaft, insbesondere menschliche Lebenszeit als Allmachtsbekundung der Liebe anzuerkennen, macht die Einführung der Lebensdauer in die Forschung unverzichtbar. Dieser Schritt entspricht der Entdeckung, dass die Eindimensionalität des physikalischen Zeitbegriffs auf Unterschlagung der Lebensordnung beruht bzw. auf deren Leugnung hinausläuft und dass die unter dem Schutz psychotherapeutischer Bemühungen herangewachsene Aufmerksamkeit für die Zweidimensionalität der schwindend sich füllenden und in Brüchen andauernden Zeit einer sanften Revolutionierung der ärztlichen Heilkunde gleichkommt.

Umgangssprachlich hat sich die Nachlässigkeit eingeschlichen, Ortsveränderungen als Bewegungen zu bezeichnen. Damit wird die Frage übergangen, wie es möglich ist, auf einem Feld bzw. in einem Raum Wege *anzulegen*, also die Welt *mit Wegen zu versehen*. Dies Versäumnis bahnt eine fatale weitere Erleichterung. Das wesentliche Problem des menschlichen Lebens ist nämlich die Selbst-be-Wegung. Sobald auch sie noch mit Ortsveränderung gleichgesetzt wird, ist die Verwirrung vollkommen. Diese aufzulösen, ist die eigentliche Aufgabe der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Arbeit. Was unter „Selbstbewegung“ zu verstehen ist, wird nämlich nur klar, wenn wir in ihr das transzendente Gegenstück zur Bewegung des Universums erblicken. Denn der Begriff der Arbeit wird nur dort zutreffend verwendet, wo er dazu verhilft, die doppelt bestimmte Gesetzmäßigkeit des Wirklichen zu erfassen. Uns ist einerseits auferlegt, die *Kraft des Gesetzes* zu begreifen, das der physischen Wegbereitung zugrunde liegt, und andererseits bleibt uns nicht erspart, die *Macht* zu begreifen, die der Stationsfolge einer Zeugung und Tod miteinander verbindenden Transzendenz unserer Liebe als Orientierung dient. Pascal war der Auffassung, das Herz habe seine Gründe, von denen der Verstand nichts wisse. Auf biographischem Wege können diese Gründe in Erfahrung gebracht werden. Wenn Arzt und Patient Moratorien der Liebe beachten, werden sie nämlich miteinander der Aufgaben der Selbst-Werdung gewahr.

Das physikalische Wissen verwandelt die Be-Wegung in Er-Fahrung: Produkt aus Kraft und

---

sich die Pathologie in eine Variation des Aufrufs, sich der modernen Flucht in die allgemeine technische Reproduzierbarkeit anzuschließen.

<sup>37</sup> Rainer Adamaszek (2011): Familien-Biografik. A. a. O., S. 98, S. 356 ff

Weg. Und das metaphysische Wissen eröffnet die Wege zur Selbst-Erfahrung: Produkt aus Macht und Weg.

Von der Herausforderung, das Psychische unter dem metaphysischen Gesichtspunkt der Transzendenz zu betrachten, gab Freuds Terminologie gewissermaßen einen Vorgeschmack, als er die Mechanismen der Traumarbeit „Verschiebung“ und „Verdichtung“ nannte. Die *Verschiebung* entspricht den *Moratorien auf den Wegen zur Erfüllung der Liebe*. Und die *Verdichtung* findet in der *Komplexität aller Stellvertretungsfunktionen* statt. Ein symbolischer „Komplex“ verhält sich nämlich wie ein von Mitteilungen übertragener Verantwortlichkeiten beschriftetes Blatt, das bei der Übergabe zusammengeknüllt wird. Traum- und Symptomdeutungen bügeln gleichsam die Fläche glatt, um die Schrift wieder in lesbarer Form zu präsentieren, und machen so den Zusammenhang zwischen Präsens, Präsenz und Präsent in merkwürdiger Weise sinnfällig.

Publiziert in: psycho-logik 8. Jahrbuch „Arbeit und Kreativität“. Freiburg i. Br. (Alber) 2013  
Überarbeitete Fassung: Oldenburg, Februar 2015-02-08

*Anschrift des Verfassers:*

Dr. med. Rainer Adamaszek  
Katharinenstraße 15  
26121 Oldenburg  
mail@raineradamaszek.de

*Vita:*

Studium der Medizin, Philosophie und Soziologie. Kinderarzt und Allgemeinarzt, Weiterbildung zum Internisten und Psychotherapeuten. Eigene ärztlich-therapeutische Praxis. Publikationen über Grundbegriffe der Naturwissenschaften sowie über praktische und theoretische Fragen der Psychotherapie. Seit 1993 Entwicklung der biographischen Methode.